Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 46 — **Marburg i. H., den 13. November** — **1913**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Gedichte — Theodizee — Die religiöse Gegenwart in Frankreich. Nachklänge zum Pariser Weltkongreß. Erstes Stück — Die Liebknechtsche Losung — Hebbel als Erzieher — Verschiedenes: Die Verleugnung des Erfurter Parteiprogramms durch die Sozialdemokratie (Oehme) [Sp. 1088]; Der Entwicklungsgedanke in der Philosophie Wundts (Petersen); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Gedichte

Vater, Vater, halte mich!
Ach dein Kind ist ganz verstört,
Furcht und Zittern fassen mich,
Ach, dein Kind dich nicht mehr hört.

Vater, Vater, sprich zu mir,
Wie du sonst es doch getan!
„Einstmals schwebt ich über dir,
Jetzt klimm selbst du himmelan!"

Zweifelst du an Gott und deiner Seele,
Blick in ein Auge, daß es dir erzähle
Von einem Himmel, der dir offen steht,
Wenn stets dein Geist die eigenen Wege geht.
Schau tief hinein und freu dich dann, o Herz,
Daß du noch fühlen kannst in Lust und Schmerz,
Und liebe Gott, der dich durch Augen grüßt.

Geh heim in Frieden! Menschen winken dir
Mit mildem Licht aus friedlich trauten Räumen.
Du bangst im Dunklen? Freundlich klingt ein Gruß
Des alten Bauern, und sein guter Wunsch
Wird einen lichten Abend dir bescheren.
Geh heim in Frieden und vertrau auf Gott!

Gott schenkte Schlaf. Hab Dank, hab Dank, mein Vater,
Nun kann ich wieder tragen. Zürne nicht,
Wenn müde ich und freudlos brach zusammen.
Nun steh ich wieder. Bürde wieder auf!

Johanna Weichelt

Theodizee?

Da es mir wehtat im Herzen, . . . da war ich wie ein Narr und wußte nichts. Ps. 73, 21 f.

„Mein Gott, mein Gott, warum . . .?" Wem die Frage nicht zum täglichen Brot gehört, der kennt dieses Leben nicht. „Schreibt Theodizeen, wenn ihr könnt, und wenn nicht das Wort schon eine ungeheure Blasphemie enthält. Schreibt Theodizeen!" rief der nun in die Ewigkeit gegangene Philosoph Otto Liebmann uns zu. Und ein andrer Gelehrter, dessen Leben unter dem Drucke einer schweren Hemmung steht, schrieb in diesen Tagen: „. . . die Theodizee habe ich auch noch nicht und werde sie auch schwerlich bekommen. Man muß sich mit Arbeit hinübertrösten." — Aber wenn man auch nicht mehr arbeiten kann? Und wenn das Brot auf dem Tische zur großen Frage wird? Soeben schickt ein Dialektdichter, der beide Füße und das Gehör verloren hat, ein Bändchen Gedichte zum Verkauf: „G'spaß und Ernst", — es soll auch helfen, Brot schaffen in dieser furchtbaren Welt.

Der Psalmist „wußte nichts, als es ihm wehtat im Herzen", — wissen wir etwas?

> Ach, unsres Schicksals schweigende Tyrannen!
> Nach allen Seiten hin mit dunklem Flore
> Sind uns durch sie verhängt des Daseins Tore!

Wir wissen wohl, daß manches Leid Erziehung sein kann — „alle Erziehung dünket uns im Augenblick nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein" (Hebräer 12, 11). Aber muß nicht der Gedanke der „Erziehung" umkehren vor dem Eindruck der Vernichtung? Kann Zerbrochenes noch erzogen werden?

Wenn ein Mensch unter der Schwere seiner und der allgemeinen Lebenslast sagt: „ich habe keine Theodizee! Ich kann diese Masse des Leides mit Vaterwalten nicht vereinen", — so soll Niemand hochmütig dreinfahren und mit fadenscheinigen Erwägungen die Tatsachen zuzudecken suchen, die doch unerbittlich durch die Risse schimmern. Es entehrt Niemanden, wenn er klein wird vor dem Riesen Leid. Wenn wir nur darüber das Eine nicht vergessen, daß von allen Kreaturen allein dem Menschen die Möglichkeit verliehen wurde, diesem Riesen fest ins Gesicht zu schauen und klar und bestimmt zu sagen: „Der Herr ist noch größer!" (Ps. 93, 4.)

So lange es Menschen gibt, hat noch nie ein Geschlecht diesen Planeten so winzig im Weltall gesehen, wie das heutige. Was wäre das für ein Gott, der nicht größer wäre als das ganze zuckende Leid auf diesem Stäubchen, von der Zeit an, da seine Rinde bewohnbar wurde bis zur letzten Vereisung?

Allein das sind Fragen der räumlichen und zeitlichen Dimension. Beim Leide handelt es sich um Wert und Intensität!

Bei Gott etwa nicht? Was ist Gott, wenn er nicht letzte, alles umfassende, alles beglückende Wertwirklichkeit ist, „Ozean der Seligkeit", in dem aller Unwert, alle Not ertrinkt? Wenn der feinfühlige Denker in dem Worte „Theodizee" eine Gottes-

lästerung sieht, wie hoch muß er von Gottes — Güte denken? „Keines Christen Andacht hat ihn mehr als dieses Denkers Zweifelwort gepriesen.“ *)

* * *

„Wir haben keine Theodizee und werden sie nie bekommen.“ Aber müssen, können wir sie haben? Wir, die wir, sonst immer wieder versichern, daß wir nur einen winzigen Ausschnitt der Wirklichkeit kennen? Wir, die wir noch an mancher andern Stelle die Lösung unsrer Fragen aus den Augen verlieren! Denn wie auf diesem einst glühenden Planeten Leben entstehen konnte; wie in diese Welt der blinden Notwendigkeit die Welt der Werte kommen konnte; was die chemischen Bestandteile unsres Hirns, Eiweiß, Phosphor, Kali mit den ernsten Gedanken zu tun haben, die wir eben jetzt denken; der ganze Zwiespalt zwischen sinnlicher Welt und geistigem Dasein — das sind konvergierende Gedankenreihen, deren Schnittpunkt wir in unserm Sehkreise nirgends und nie erblicken können.

Aber wenn wir die beiden Gedankenlinien „unser Vater“ — „unsre Not“ nicht zusammenbringen können, wer sagt uns, daß sie sich überhaupt nicht schneiden? — daß sie innerhalb unsres Horizontes sich schneiden müssen? Wenn die Lösung jenseits des menschlichen Begreifens liegt, ist sie dann weniger wirklich, weniger wertvoll, — weniger vollkommen? „Vielleicht liegt der Kreuzungspunkt beider, der Weltangelpunkt, jenseits des menschlichen Horizonts.“ So sagt der Philosoph. Mehr kann er vom Standort der Wissenschaft aus nicht sagen. Es liegt in derselben Richtung, wenn der Christ sagt, der Friede Gottes, der Zustand, wo man mit Gott ganz zu-Frieden ist, sei „höher als alle Vernunft.“ Das ruht aber nicht auf einem Vielleicht, sondern auf unbegreiflichem Erlebnis. Das ist einfach da, nimmt ahnend die Lösung voraus, und die Gedanken kommen hinterdrein, um es zu „begreifen“.

* * *

Das Gebiet, in dem das Licht der Vernunft leuchtet, ist verschwindend klein gegenüber den ungeheuren Strecken, wo keine Vernunft, nur blindes Geschehen zu erkennen ist. Dennoch halten wir uns an die Vernunft gegen die Uebermacht. Wir würden zu ihr halten, selbst wenn sie nur an einer einzigen Stelle aufleuchtete. Eine einzige Stelle am bewölkten Himmel, wo das Blau durchschimmert, verbürgt uns das ganze, unermeßliche Himmelsblau hinter den Wolken, selbst wenn nachher auch da die Wolken sich zusammenzögen. Wir haben am Himmel unsrer Menschheitsgeschichte eine Stelle, wo Qual und Gottesliebe zusammengehören. Dort steht der Wegweiser für unsre Gedanken, für unsern Willen. Denn ohne Willen ist auch hier kein Weg.

Wir sollen aufhorchen, wenn Menschen, die das Leiden kannten, das Schweigen brechen. Einer, der jüngst heimgerufen wurde, hat gesagt: „Ich will ganz leiden, um ganz selig sein zu können.“ Und im literarischen Testament eines gelehrten Sprachforschers steht das Wort, aus schwerem Leiden heraus geschrieben: „Jubel ist der Grund der Welt — aus dem sie kommt, zu dem sie strebt, in dem sie ihren bleibenden Schwerpunkt hat: das hat das Kind als Tatsache in sich, dem Mann müssen Tränen den Vorhang davor wegziehen.“

„Jubel der Grund der Welt“ — das Testament eines Leidenden! Dann wäre es mit dem Leben wie mit dieser Erde, die nur an der Rinde dem Menschen zugänglich ist, weil das Innere feuerflüssig ist. Wir haben es in diesem Dasein nur mit der Rinde des Lebens zu tun, weil wir, so wie wir sind, die Glut der Freude nicht ertragen würden! Und „Tränen ziehen den Vorhang weg.“

Soll das nun die Theodizee sein? Nein, das soll nur sagen, daß wir sie nicht haben können; die Theodizee hat der, der „im Regimente sitzt“. Wir können nur die Blicke über unsern Horizont hinaus heben zu dem Gedanken: „Von ihm, durch ihn, zu ihm sind alle Dinge.“ Das heißt: Nicht in unsern Gedanken, aber in seiner Glut schmilzt alles Leid.

*) Theodicée — französisch, auf Grund des griechischen Theos (Gott) und dikaios (gerecht) = Rechtfertigung Gottes. D H

Es wäre schlimm, wenn es umgekehrt wäre: wenn es sich zwar in unsern Gedanken löste, aber nicht in Gottes Wirklichkeit! Wenn es nun einmal wieder „wehtut im Herzen“, dann wollen wir sein wie Kinder. Die wissen auch nichts, wie der Psalmist. Aber sie beschämen die Weisen durch ihr Vertrauen. Angelus Silesius sagt:

Mensch, wirst du nicht ein Kind, so gehst du nimmer ein
Wo Gottes Kinder sind: die Tür ist gar zu klein

P J

Die religiöse Gegenwart in Frankreich

Nachklänge zum Weltkongreß in Paris

Der Besuch in einem fremden Kulturland bringt für den Theologen stets die schöne Aufgabe mit sich, seine Kenntnisse der dortigen Religionsverhältnisse zu bereichern und irgendwie zum Abschluß zu bringen. Was seit Jahren an Büchern über das betreffende Land sich angesammelt hat, wird gelesen und revidiert, und vielerlei Bruchstücke des Wissens fügen sich nach persönlichen Eindrücken zum einheitlichen Bild zusammen. So sehr man versucht ist, diesen Vorgang als Beweis der Richtigkeit des eigenen Urteils hinzunehmen, ist diese Ueberzeugung doch nicht gestattet. Auch dem aufmerksamsten Beobachter ist es nicht möglich, religiöse Entwicklungen des Nachbarlandes mit gerechtem Urteil zu überwachen. Schon die Masse des Stoffs und die Fremdheit des Seelenlebens häufen Widerstände auf, die dem Fleiß und dem guten Willen spotten.

Dieser Verhalt muß nun besonders von einer Gegenwartsbeurteilung Frankreichs abschrecken; ist doch die Gefahr des Mißverständnisses zwischen Deutschen und Franzosen gerade jetzt derart, daß Schweigen als Gold, Reden aber als etwas viel Geringwertigeres denn Silber erscheinen muß. Dennoch möchte ich meine Darstellung nicht unterlassen, weil sie den deutschen Freunden vielleicht dazu dienen kann, daß wir uns zusammen für das Schweigen, das Ruhe halten, einsetzen. Ich habe noch immer die Ueberzeugung, daß protestantische Theologie und evangelisches Christentum die mächtigsten Bildungskräfte sind, die schließlich auch einander abstoßende Völker zu friedlichem Zusammenleben bringen können.

1

Deutsche Theologie und Wissenschaft haben im vergangenen Jahrzehnt Frankreichs geistige, religiöse und kirchliche Entwicklung mit stetem Eifer verfolgt. Durch die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich wurde die akademische und kirchenpolitische Diskussion unserer Kirchenprobleme aufs lebhafteste gefördert. Liest man Karl Rothenbüchers Werk über „Die Trennung von Staat und Kirche“, so ist man erstaunt, wie dieser Jurist gerade den französischen Entwicklungen energisch nachgeht und die Trennung rechtshistorisch als „eins der großartigsten Unternehmen des französischen Volkes seit der Revolution“ [1]) darstellt. Die Bewegungen des Modernismus und der idealistischen Philosophie in Frankreich haben die deutsche Theologie besonders interessiert. Erwähnen wir von der Kette der Erscheinungen nur die letzten und auffallenden. Durch Joseph Schnitzers treffliche Darstellung des katholischen Modernismus wurden gerade die verschiedenen französischen Ausprägungen des Reformkatholizismus den Deutschen verständlich gemacht.[2]) Emile Boutroux hat schon lange das Ohr der deutschen Philosophie, nicht zuletzt durch das feine Verständnis des Philosophiehistorikers für fremdes Denken. Besondere Anziehung hat aber seine Persönlichkeit für uns gewonnen, seitdem er in dem Kampf für Religion als Führer hervortrat und seine tiefe Erfassung und Wertung religiösen Lebens öffentlich in Frankreich zu vertreten wagte. Darin erweist er sich als der überlegene Denker, während Bergsons Einfluß auf unser Geistesleben sowohl durch seine nicht genügende Achtung vor deutscher Kantischer Philosophie als auch durch seine Unentschlossenheit, auf das Problem der Religion einzugehen, gegenwärtig begrenzt wird.

[1]) München, Beck, 1908, S. 344.
[2]) Klassiker der Religion Nr. 3, Berlin 1912 S. 65—114.

Für die Weite deutsch-theologischer Arbeit ist es jedenfalls ein gutes Zeichen, daß sie ihr Interesse an der französischen Religionslage mit zwei Schriften des Jahres 1913 bewiesen hat. Die Arbeiten von Karl Feigel und Willy Lüttge bestimmen für die Deutschen in anschaulicher Weise den Stand der theoretischen Religionsentwicklung in Frankreich. Feigel konzentriert sich in seinem Buch „Der französische Neokritizismus und seine religionsphilosophischen Folgerungen" [3]) auf eine wichtige Erscheinung des französischen Geisteslebens, den Philosophen Renouvier. Die scharfsinnige und energische Verbindung von Empirismus und Kritizismus, von Kant und Comte, die Renouvier erstrebte, litt philosophisch an geistigen Widersprüchen. Trotzdem Renouvier Protestant geworden war, sind seine Religionsvorstellungen doch die des katholischen Dogmatismus. Er will die Macht des Katholizismus brechen und die Religion in der Freiheit der Persönlichkeit begründen; diesen protestantischen Kant-Gedanken verbindet er aber mit der katholischen Comte-Vorstellung, daß Glauben doch ein Wissen sei. Und so bildet er ein seltsames System rigider dogmatischer Philosophie, die besonderen Einfluß auf die protestantische Orthodoxie gewann. Die seltsame Ironie dieses Verlaufs zu erklären hat Feigel leider unterlassen. Die Philosophie, die weder den katholischen Autoritätsglauben noch die protestantische Freiheit atmet, die vielmehr das rote und das schwarze Frankreich stückweis verbinden will, wird die Philosophie der protestantischen Orthodoxie, die Dogmatik von Montauban (Henri Bois, Doumergue). In der Tat entspricht eine solche Verbindung nicht der französischen Seelenart: das hat die ganze historische Entwicklung Frankreichs in Fragen des Staats und der Politik, des Gesellschaftslebens und der Literatur gezeigt. Der Neokritizismus wirkt auf protestantischem Boden als Katholizismus und fällt mitsamt dem schwarzen Frankreich heute dem Verdikt der intellektuellen Popularüberzeugung anheim, daß katholischer Glaube undemokratisch und fortschrittswidrig sei.

Das Buch von Lüttge „Religion und Dogma. Ein Jahrhundert innerer Entwicklung im französischen Protestantismus" [4]) umspannt einen weit größeren Rahmen als Feigel, ohne ihn doch auf dem kleinen Raum ausfüllen zu können. Im chronologischen Aufbau wird Lüttge allerdings immer ausführlicher; während die besonders interessierende Zusammensetzung des französischen Protestantismus im neunzehnten Jahrhundert (Kap. 1) in zu allgemeinen Ausdrücken geschildert wird und nicht genügend den Reichtum der religiösen Gegensätze und Unternehmungen widerspiegelt, ist dann der Ausbau der verschiedenen theologischen und philosophischen Gedankenrichtungen der Gegenwart in sehr dankenswerter Klarheit verfolgt und dargestellt. Da die lesenswerte Schrift ja den Deutschen leicht zur Verfügung ist, so knüpfen wir in ihr allein an die Gedankengruppe an, die das Gegenspiel zu Renouvier und Henri Bois bildet, den Symbolofideismus. Diese von Auguste Sabatier und Eugène Ménégoz ausgebildete theologische Denkweise hat eine gewisse Aehnlichkeit mit Ritschlschen Gedanken, nur daß Ritschls Schule die Fragen der Psychologie und Geschichte des Dogmas ungleich tiefer angefaßt hat.[5]) Der französische Protestantismus folgt vielmehr bei der Ausbildung symbolofideistischer Ideen praktisch-religiösen und konservierenden Tendenzen. Schon die Sprache gibt dem Franzosen leicht die Scheidung von foi und croyance, von Religion und Dogma an die Hand. Daher zeigt der Fideismus, wie die Heilskraft der Religion allein in Buße und Gottvertrauen liegen, die aus der persönlichen ehrlichen Ueberzeugung heraus zu objektiven Werten der Religion sich steigern; der Glaubensausdruck, der Begriff bringt darüber hinaus zwar das wertvolle und unentbehrliche Element der Vernunft hinzu, ohne daß aber von diesem Vernunftbestand, von der Richtigkeit unserer Glaubensansicht die Echtheit unserer Ueberzeugungen und das Seelenheil abhängen. Die Lehre von Eugène Ménégoz über die Heilsbedingungen gipfelt in dem Satz: Le salut par la foi indépendamment des croyances. Dieser so gekennzeichnete Dualismus von Religion und Erkennen am religiösen Problem selbst ermöglicht einerseits ein anhaltendes Wissenschaftsinteresse der Religion und schützt vor dem Agnostizismus und pietistischer Populartheologie, andrerseits erhält er dem Glauben Wärme und Innerlichkeit und entbindet echt religiöse Kräfte und Tätigkeitstriebe in Kirche und Gemeinde. Daher erscheint der Symbolofideismus als eine der französischen Geistesart, ihrem religiösen Sentiment und ihrer augenblicklichen praktischen Tendenz äußerst entsprechende theologische Vorstellungsweise.

Mir liegt der dritte Band von Eugène Ménégoz' großem Sammelwerk Publications diverses sur le Fidéisme [6]) vor. Darin steht ein Aufsatz über „Die Synthese des Rationalismus und der Orthodoxie im Fideismus" und diese gipfelt in der Forderung „Wir wollen von der orthodoxen Theologie behalten, was in die Sphäre göttlicher Offenbarung gehört, das heißt: die eigentlich religiösen Elemente, und wir wollen alles entfernen, was unsere Vernunft sich nicht aneignen kann." [7]) Wir sehen, der Fideismus ist eine Vermittlungstheologie, die auch die alte und uns heute zu einfach scheinende Scheidung von Vernunft und Offenbarung wieder aufgreift. Wir haben Bedenken gegen diese dem Theologen rational wie religiös nahe liegende Vermittlung, weil sie sich in dieser Form für die Entwicklung und Klärung des protestantischen Glaubens im neunzehnten Jahrhundert als erfolglos erwiesen hat: die an Schleiermacher sich anschließende Vermittlungstheologie ist heute vergessen. Aber es gilt zu verstehen, daß dem Franzosen diese religionspsychologisch erprobte Gedankenverbindung gegenwärtig naheliegt und durch feinere Ausbildung fruchtbar wird. Auch die protestantische Theologie richtet sich nach der psychologischen Eigenart des Volkes, dem sie dient; und ich habe den Eindruck, daß der Symbolofideismus in seiner weichen Anpassung an die Frömmigkeit und seiner Fähigkeit zu radikalem Rationalismus den Kontrastbewegungen der französischen Volksseele am ehesten zu folgen vermag.

Die neueste Zeit hat diesem Fideismus nun besondre Bedeutung gegeben durch seine Fortentwicklung in praktisch-sozialen Bahnen. Nicht mit Unrecht redet Lüttge in einem Kapitel seines Buches vom Evangelium der sozialen Erlösung. Hier ruht die Bedeutung, die Wilfred Monod, Elie Gounelle und Charles Wagner im französischen Religionsleben überhaupt gewonnen haben. Die Religion löst sich ganz von der Lehre, sie ist Herzensliebe und Brüderlichkeit, Humanitätsgesinnung und Caritas, die sich nun in die schönen Formen französischer Feinsinnigkeit und Gefühlsanpassung kleiden. Elie Gounelle konnte in seiner Zeitschrift Revue du Christianisme Social die Gebete des Amerikaners Rauschenbusch für soziale Volkserweckung veröffentlichen; [8]) wir Deutsche aber scheuten uns, den Lesern der Christlichen Welt die religiöse Naivetät und Dringlichkeit dieser Gebete zuzumuten, da uns zu sehr die religiöse Gefühlsvermittlung zwischen Rechts und Links abhanden gekommen ist. Die schweizer Religiös-Sozialen haben es dann in den „Neuen Wegen" gewagt. Ist es nicht, als ob sich um die calvinistische Frömmigkeit in Amerika, Frankreich und der Schweiz ein Band der Gefühlseinheit schlänge? So erinnert Charles Wagner an den Typus des sozialen Pfarrers, wie er in New York sich ausgebildet hat. Und auch die modern-französische religiöse Rede nähert sich der pietistischen Innerlichkeit und calvinistischen Weltoffenheit, die wir an unsren Freunden jenseits des Ozeans bemerken. Allerdings hat dann die Innerlichkeit Charles

[3]) Tübingen, Mohr 1913. 163 S. 4,60 Mk.

[4]) Ergänzungsheft zur Zeitschrift für Theologie und Kirche. Tübingen, Siebeck 1913. 112 S. 2,80 Mk. — Vgl. die anerkennende Rezension dieses Buches durch Professor Eugène Ménégoz in der Revue chrétienne 1913, S. 789—795.

[5]) Vgl. Troeltsch, Gesammelte Schriften II S. 217: Rückblick auf ein halbes Jahrhundert der theologischen Wissenschaft. — Symbolo-fidéisme ist eine theologische Auffassung, die den Glaubensausdruck als Symbol des eigentlichen Glaubens bezeichnet.

[6]) Paris, Fischbacher Band 1 1900^1, 1909^2; Band 2 1909; Band 3 1913, je 7,50 Frs. Man vergleiche ferner die unter dem Titel Le salut par la foi indépendamment des croyances erschienene für das Laienpublikum bestimmte Sammlung von dreißig Aufsätzen desselben Theologen, Paris, Fischbacher 1813, 2,50 Frs.

[7]) S. 221 f.

[8]) Rauschenbuschs Gebetsammlung For God and the People ist von Frau Professor Pierre Bovet in Genf ins Französische übersetzt und soll in diesem Herbst erscheinen.

Wagners bei aller Popularität doch die subtilen Differenzierungen des Gefühls und der Seelenbeobachtung, die wir an den Franzosen bewundern. Seine jüngste Predigtsammlung N'oublie pas! Discours religieux[9]) enthält Meisterstücke der Seelenbeschreibung, z. B. Une double expérience. Wilfred Monods Gefühlszartheit und Kunst religiöser Anpassung und Beschreibung endlich empfinde ich als rassenrein französisch. Wohl erinnert mich seine Art an gewisse Gestalten in Amerika, die wie er Prediger auf der Kanzel und dem Katheder sind, auf beiden dieselben Menschen, denen Religion vor Wissenschaft geht. Aber sehen wir von dieser calvinistischen Formalähnlichkeit ab, so zeigt sich in Monod die ganze seelische Eigenart französisch-protestantischer Religiosität, die ihre Fähigkeiten in den Dienst der Allgemeinkultur und der praktisch-sozialen Frage stellt und dabei das innere Feuer und die Lauterkeit pietistischer Glaubens- und Gebetsenergie behält.[10]) Aber auch diese originale französische Frömmigkeitsausprägung kann die Allgemeinbeobachtung nicht ausschließen, wie offenbar alle führenden calvinistischen Länder, Amerika, Schweiz, Frankreich die Fortbildung ihres protestantischen Glaubens und seine Auswirkung in religiös-sozialer Richtung suchen. Karl Bornhausen

Die Liebknechtsche Losung

Was sich am 28. Oktober in Berlin abgespielt hat, ist ein kirchengeschichtlicher Vorgang von unabsehbarer Bedeutung. Daß man zum Austritt aus der Kirche aufforderte und daß dieser Aufforderung auch Folge geschah, ist nichts Neues. Die bisherige Agitation des Komitees Konfessionslos*) hatte trotz ihrer Skrupellosigkeit eine durchschlagende Losung noch nicht gefunden. Aber zu einer solchen könnte sich wohl die Formel auswachsen, die der Abgeordnete Liebknecht an jenem Dienstag Abend in der Neuen Welt in seine Massenpartei hineingeworfen hat.

Wir schreiben das nicht um der Zahl der Austretenden willen, die von jenem Abend und seinen vier Parallelversammlungen berichtet wird. 1328, die sich zu diesem Schritt verpflichteten, ist gewiß eine stattliche Schar, aber auch eine solche Ziffer gefährdet die Landeskirche noch nicht. Was ins Gewicht fällt, ist der Inhalt der Losung, die Motivierung, die Tragweite für die politische Organisation der Sozialdemokratie.

Was hat Liebknecht gesagt? Nach dem wörtlich übereinstimmenden Bericht der Frankfurter Zeitung und der Kreuzzeitung Folgendes:

> Die Kirche (speziell die preußische Staatskirche) ist keine religiöse, sondern lediglich eine politische Institution. Sie bedeutet eine Blasphemie gegen die Forderungen des Urchristentums. Sie will keine Verinnerlichung des Menschen schaffen, sondern sie ist bewußtes Instrument der herrschenden Klassen zur Unterdrückung der Massen und stützt wohl überlegt unter dem Schutze des Staates die kapitalistische Ausbeutung. Als solche ist die Kirche auch ein Bollwerk des Militarismus. Anderseits ist der sogenannte „christliche“ preußische Staat lediglich ein Klassenstaat, der sich auf der Heiligsprechung derjenigen Schätze aufbaut, welche die Motten und der Rost fressen. Mit den verhängnisvollsten Einfluß übt auf den Staat der preußische Kultusminister aus, dessen Rückständigkeit und Parteilichkeit — insbesondere auch auf dem Gebiet der Jugendpflege — alles überbietet. Wer der preußischen Kirche angehört, unterstützt dies Ministerium. Welcher Sozialdemokrat kann das mit seinem Gewissen vereinigen? Er begeht einen Verrat an sich selbst und seinen Klassengenossen. Diesen preußischen Staat gilt es klein zu kriegen. Ein Mittel hierzu ist der politische Massenstreik, der sicher noch kommen wird. Vorläufig aber ist ein bequemeres, und kaum minder aussichtsreiches Mittel der kirchliche Massenboykott als politische Kampflosung. Man kann dadurch schließlich die Kirche finanziell aushungern, die dem Staat dann immer mehr zur Last fällt, und betreibt auf diese Weise eine Steuerverweigerung, gegen die Staat und Kirche machtlos sind. Wer innerlich mit der Kirche gebrochen hat, und doch noch in ihr verbleibt, ist ein Heuchler. Heraus aus der preußischen Polizeikirche! Los von der Kirche und damit von dem preußischen Junkerstaat!*)

[9]) Paris, Fischbacher 1913. 153 S. 1 Frs.

[10]) Monod gehört zu den besonders wertvollen Mittelsmännern, die durch Kopf und Herz gleich starke Beziehungen zu Links und Rechts im protestantischen Frankreich haben. Vgl. seine Kongreßrede, deren Thema Rapport des croyants libéraux avec les croyants traditionalistes ihm besonders lag, [wir bringen sie demnächst deutsch in unserm Blatt. D H] — und den offenen Brief eines Altgläubigen an ihn in Evangile et Liberté 23. Aug. 1913, 28. Jahrg. Nr. 34, S. 274, ein schönes Dokument der duldsamen Verständigung.

*) Vgl. den eingehenden Bericht in Nr. 48 d. v. J.

Das entscheidende Wort zu dieser Losung wird der nächste sozialdemokratische Parteitag zu sagen haben. Vorerst hat man es nur mit einer Richtung in der Partei zu tun. Aber gerade die a-religiöse, rein politische Motivierung der Formel wird auch so schon ihre Wirkung tun. Wie spiritualistisch, wie idealistisch, wie zahm mutet einen dagegen der Gedankengang an, aus dem Göhre seinen Genossen den Kirchenaustritt empfahl! Da ruhte im Grunde der Agitation ein religiöses Motiv, freilich geschöpft aus einem so sublimen Begriff von Religion, wie er mit ihrer menschlichen Tatsächlichkeit nicht mehr viel zu tun hat. Die Liebknechtsche Losung ist darum so verwünscht gescheut und darum so gefährlich, weil sie die Landeskirche bei ihrer schwächsten Seite packt: bei ihrer Verkettung mit dem Staat. Ich gehöre durchaus zu den treuen Freunden der Landeskirche. Ich verstehe sie aus ihrer geschichtlichen Herkunft und schätze sie als Organisation. Ich traue ihr auch noch starke Entwickelungsmöglichkeiten zu und sehe daneben in der Parole Trennung von Kirche und Staat zwar eine naheliegende Theorie, aber praktisch ein Nest fast unlösbarer Aufgaben. Aber die Schwäche der

*) Hierzu die uns zugegangene Besprechung einer soeben erschienenen Schrift:

Die Verleugnung des Erfurter Parteiprogramms durch die Sozialdemokratie in der Frage des Kirchenaustritts. Von Walter Oehme. Berlin und Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag 1913. 24 S. 30 Pfg.

Diese Schrift eröffnet eine neue Phase in der Entwicklung der Sozialdemokratie. Sie legt die „Erklärung der Religion zur Privatsache“ als „Verurteilung der Landeskirche“ aus, fordert: „Für die Religion; aber gegen die Staatsreligion! Für jede Kirche, aber gegen die Landeskirche!“ und gibt den „donnernden Befehl: Sozialdemokraten, heraus aus der Landeskirche!“ Die abschließenden Sätze lauten: „Der Massenaustritt aus der Kirche ist die einzig richtige Konsequenz des Erfurter Parteiprogramms, muß deshalb von der Sozialdemokratie gefordert werden. Er ist der Kampf gegen die Landeskirche als Institution der Gesinnungsknechtung, nicht aber gegen die Religion oder Bekenntniskirche. Er ist kein Eingriff in die religiöse Ueberzeugung des Einzelnen, sondern das einzige Mittel zur Sicherung der freien religiösen Ueberzeugung. . . . Von der schweren Schuld (ihrer bisherigen »Toleranz«politik) löst sich die Sozialdemokratie vor dem Forum der Geschichte nur durch den Befehl: Sozialdemokraten aller Religionen, Konfessionen und Weltanschauungen, heraus aus der Landeskirche, zur Ehre und zum Nutzen der Partei, zum Siege der Freiheit der Gesinnung!“ Ich bitte, das Schriftchen gründlich zu lesen; es wird uns trotz der Verbohrtheit seiner Gedankengänge noch viel zu schaffen machen. Johannes Kübel

Dazu vergleiche man noch folgende „Selbstanzeige“ im „Grütlianer“ (Zürich den 23. Oktober):

Freie Volkshauspredigten im Anschluß an die Bildungsbestrebungen der Arbeiterunion Zürich, gehalten von Pfarrer Arbenz, Pfarrer Bader, Professor Ragaz und Pfarrer Tischhauser.

Die Arbeiterschaft geht an die Ausführung ihres Bildungsprogramms. Die Unterzeichneten glauben, sich an dieser Arbeit am besten in der Art beteiligen zu können, daß sie das religiöse Problem, das mit dem sozialen verbunden ist, demjenigen Teil der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, der sich dafür interessiert, im Zusammenhang darzulegen versuchen. Wir möchten dies in Form von Predigten tun, die vom nächsten Sonntag den 26. Oktober ab an acht nacheinander folgenden Sonntagen, je abends von 6—7 Uhr, im Volkshause am Helvetiaplatz abgehalten werden sollen. Wir behalten absichtlich die Predigtform an Stelle der Vortragsform bei, weil wir durch diese Predigten auf ganz schlichte und persönliche Weise bekennen möchten, wie wir vom Glauben an das von Jesus verkündete und verkörperte Gottesreich zur Forderung einer neuen Gesellschaft im Sinne des Sozialismus kommen. Daß wir aber diese Predigten nicht in einer Kirche, sondern im Volkshaus abhalten, geschieht einmal darum, um solchen Arbeitern und Arbeiterinnen entgegenzukommen, die nun einmal keinen Fuß mehr in eine Kirche setzen wollen — und zwar nicht ohne guten Grund — und um zugleich zu zeigen, daß die Sache, die wir vertreten möchten, über alles Kirchentum und alle Kirchenformen hinausgeht. Wir dürfen uns darum vielleicht der Hoffnung hingeben, daß weitere Kreise der Arbeiterschaft, die entweder unsere Gedanken und Bestrebungen schon kennen oder die sie kennen lernen möchten, bisher aber um unseres kirchlichen Amtes willen davon abgehalten worden sind, zu diesen Volkshauspredigten kommen werden, und wir laden in diesem Sinne die Arbeiterschaft des Platzes Zürich zu diesen unoffiziellen Beiträgen zu den Bildungsbestrebungen ein. Die nähern Anzeigen finden sich regelmäßig in den beiden offiziellen Anzeigeblättern der Kirchgemeinde Außersihl, dem „Volksrecht“ und dem „Tagblatt“. (Unterzeichnet Arbenz, Bader, Ragaz, Tischhauser.)

Endlich sei auf Hildebrands Artikel im Juliheft der „Tat“ verwiesen (vgl. meinen Vortrag „Unsre Pflicht zur Politik“ Anmerkung 20) und auf Bittlinger in Evangelisch-Sozial Nr 10.

Landeskirche ist natürlich, daß sie mit ihrem Organismus keineswegs aus irgend welchem religiösen Geist heraus geboren ist, sondern daß sie Struktur und Gestalt von der politischen Organisation her erhalten hat. Bekämpft man nun in ihr den Staat, so kann sie ihre besseren Kräfte dawider nicht zur Geltung bringen, und der Staat wiederum kann sie und sich in ihr auch nur unvollkommen schützen. Ja die Kirche kann nicht einmal wünschen, daß er sie mit seinen Mitteln schützt, denn dafür fühlt sie sich selber nicht mehr genug identisch mit ihm und weiß zu gut, daß gerade ihr Bestes mit dem Staate als solchem nichts zu schaffen hat.

Sehe ich recht, so steht die Landeskirche der Liebknechtschen Losung völlig waffenlos gegenüber. Das kann ihr zum Heile dienen. Sie wird sich auf ihr Inneres und Eigenes um so mehr besinnen. Aber sie wird dann etwas Andres werden, als sie heute ist. Zunächst wird es ein großes Durcheinander geben.

Und die Massen, die — nehmen wir an — der Liebknechtschen Losung folgen, was wird aus ihnen? Daß sie der Religion einfach verloren gehn, ist ausgeschlossen. Hätten wir doch neben der Landeskirche eine Freikirche! Ich habe mich früher dazu (also zu dem Ideal: Freikirche neben Landeskirche) gar manchmal bekannt als zu dem besseren Zustand, den wir haben müßten — ohne Gegenliebe dafür zu finden. Nun gibt es heute nur zweierlei Organisationen, welche die Menge der Austretenden aufnehmen können: die Freireligiösen Gemeinden und die Sekten. Jene sind keinesfalls stark genug, um die etwaigen Millionen fassen und bedienen zu können, auch großen Teils zu arm an wirklicher Religion. So bleibt die Hauptaufgabe den sogenannten Sekten. Oder werden in der Landeskirche selbst sich Menschen von starker Frömmigkeit finden, die dann den Zeichen der Zeit gehorchend neue Wege gehen?

Niemand kann voraussagen, wie die Entwicklung sich vollziehen wird. Gott gebe nur, daß der Staat keine Fehler macht. Das wäre das Schrecklichste für die Kirche, wenn er meinte mit grobem Geschütz nun erst recht ihre Kriege führen zu müssen. Z. B. wenn er nun erst recht — die Dissidentenkinder in den Religionsunterricht zwänge. Wenn das der Kurs bleibt, den man zur Ehre Gottes und zum Heile unseres Volkes innehält, dann wird es Zeit, daß man selber dieser Staatsreligion den Rücken kehrt. Von christlichen Gewissens wegen. Hoffentlich aber besinnt sich die Staatsregierung eines Besseren. Dem preußischen Abgeordnetenhause liegt ein Antrag Schiffer-Hackenberg vor, der jenem religiös unerträglichen Zustand ein Ende machen will. Wenn der Landtag ihn annimmt und die Regierung ihm beitritt, so wäre das wenigstens eine gute Antwort auf die Liebknechtsche Losung. R

Hebbel als Erzieher

1

In der Sammlung „Die Bücher der Rose" ist eine für Massenverbreitung bestimmte Darstellung der Persönlichkeit Hebbels erschienen; sie soll dem Volk eine geläuterte Persönlichkeit zeigen, durch die Andere auch geläutert werden können, einen in sich gefestigten Charakter, an dem Schwächere sich aufzurichten und zu orientieren vermögen. Es wird als „Forderung der nächsten Zukunft" erklärt, den „Menschen" Hebbel, der nach Hebbels eigenem Worte in ihm stärker war als der Künstler, kennen zu lernen, um aus ihm ethischen Gewinn, eine Bereicherung der ethischen Vorstellungswelt, eine Verstärkung der sittlichen Impulse, zu gewinnen. „Der heilige Krieg" heißt das Buch nach einem Losungswort des Dichters selber (Gedicht vom September 1841).

Ist Hebbels persönliches Leben nun ein solcher heiliger Krieg? Geheiligt durch das Ringen einer lauteren Persönlichkeit mit den Schwierigkeiten und Anfechtungen des Lebens? Seine Biographen weisen ihm „kritische" Bedeutung in höchstem Sinne zu: an ihm scheiden sich Gut und Böse, alles Unedle stößt er ab, alles Edle fühlt sich von ihm angezogen (vergl. S. 287). Mir persönlich ist niemals so deutlich als in dieser kurzen Zusammenstellung der wichtigsten Erlebnisse, Briefe und Tagebucheinträge des Dichters zum Bewußtsein gekommen, daß uns hier keine Quelle der ethischen Neubelebung und Fortbildung erschlossen wird. Wir finden hier eine starke, selbstbewußte, auf Selbstbehauptung und Selbstdurchsetzung bedachte, nie ihr Ziel aus dem Auge lassende und endlich mit Erfolg gekrönte Persönlichkeit. Aber ethisch ist diese Persönlichkeit durchaus unausgeglichen, ihre Ethik paßt sich persönlichen Wünschen an und wird bestimmt von den wechselnden Lebensverhältnissen, statt daß sie selbständig Verhältnisse schafft.

Wir prüfen diese Behauptung an Hebbels Verhältnis zu Elise Lensing, das im „Heiligen Krieg" wie in Hebbels Leben selbst einen Hauptabschnitt einnimmt. Hier müßte sich zeigen, daß er sittliche Konflikte in vorbildlicher Art zu lösen und in der Kollision der Pflichten dem höchsten sittlichen Gebot seine Autorität in außergewöhnlich kraftvoller oder neuer und fruchtbarer Weise zu wahren weiß.

In der Tat überrascht zunächst die Selbstsicherheit, mit der Hebbel unabhängig von aller ethischen Ueberlieferung seinen Weg geht. Unbekümmert um das Gerede der Welt lebt er mit der kleinen Näherin zusammen; sie ist ihm „das reinste edelste Wesen" (S. 167), die „Teuerste und Einzige" (ebenda), „das beste Weib der Erde, das edelste Herz, die reinste Seele" (S. 222), „eines der herrlichsten Weiber, die je über die Welt geschritten sind", mit einem Herzen, „wie nie ein edleres geschlagen" (S. 235), mit „himmlischem reinen Gemüt" (S. 119), die „beste Mutter" (S. 173), ein „Frauenzimmer, deren Seelenadel und Herzensgüte in seinem Leben ohne Beispiel geblieben sind" (S. 127). Das Mädchen steht ihm so hoch, daß er, wenn Gott ihm seine Härte gegen sie vergibt, „das Uebrige nicht zu fürchten braucht" (S. 120). Darum kann er ihr auch in ergreifender Weise danken für das „unverdiente" Glück, das er bei ihr finde (S. 134—136, 156 2c.), redet er mit Stolz von seiner „Gewissensehe" (S. 183, 194) und sichert dem Mädchen nicht nur die Achtung seiner Freunde (S. 180), sondern fordert auch Genugtuung von Fremden für jede Mißachtung seiner „Frau" (S. 168, 194); unbefangen rühmt er es sogar als eine Gabe Gottes, daß sie ihm und was ihm in ihr geworden (S. 139), und stellt sie unter Gottes Schutz, redet ihr auch zu, auf Gott zu vertrauen, unter dessen gnädiger Führung sein und ihr Leben sichtbar stehe (158, 140). Und als ihm von ihr ein Kind geboren wird, fühlt er sich und sein Familienglück in ungetrübtem Gottesfrieden geborgen (S. 135, 187, 140, 158, 168, 176; vgl. 181, 184, 185, 188) und läßt diesem Kind auch durch die Taufe das Zeichen der Gotteskindschaft aufdrücken, so widerwärtig ihm der „Pfaffe" mit seinen „verdrehten Augen" und seiner „miserablen Rede" (S. 141) ist. In reiner Vaterfreude nimmt er ein Recht auf das Glück in Anspruch, das ihm in diesem Kind erblühen könnte (S. 170), „rechnet auf das Leben dieses Kindes sicherer als auf sein eigenes (S. 171), und, als es ihm doch genommen wird, ist er untröstlich (S. 167, 173, 176) und hält Gott vor, daß er es wenigstens seiner Mutter hätte erhalten müssen (S. 169). Keine Spur von Schuldbewußtsein, kein Gefühl, sich oder Andere erniedrigt zu haben! Diese Selbstsicherheit und Selbstverständlichkeit seines Tuns und seiner Empfindungen hat etwas Imponierendes. Unwillkürlich denkt man an das Wort: Dem Reinen ist alles rein, und gesteht Hebbel eine innere Berechtigung zu zu dem stolzen Wort: „Nur das ist Sünde, was so wenig aus einer Leidenschaft als aus der Tugend hervorgeht" (S. 89).

Und dieses Gefühl wird in dem unkritischen Leser um so stärker, je mehr er liest von der innigen Gemeinschaft Hebbels mit seiner „Frau" und seiner restlosen Hingabe. Solche Liebe vermag auch ungeweihte Verhältnisse zu heiligen. Wenn er bei ihr ist, lebt er nur ihr; wenn er ferne ist, zittert er um sie. Das Ausbleiben eines Briefes raubt ihm Schaffenskraft und Lebensfreude (S. 79, 157, 169, 172, 173 2c.). Solange er nicht weiß, wie sie den Verlust ihres Kindes trägt, und von ihr selbst die Bestätigung hat, daß sie weiterzuleben vermag, kommt er sich vor wie ein Verurteilter, der mit dem Kopf auf dem Block liegt und das Schwert erwartet, das ihm selbst den Lebensnerv durchschneidet (S. 169; vgl. 157, 166). Sie ist

„das einzige Band, das ihn an das Leben noch fesselt; nicht das Leben hat Wert für ihn, sondern nur das Band“ (S. 166, cf. 172, 173). Nur um sie vor einer Lage zu bewahren, die sie „ersticken muß“, wünscht er sich „eine Zukunft, die ihm mehr bringt als das Stück Brot für seinen eigenen Magen“ (S. 119 f.). Sie allein macht ihm „die Welt erträglich“ (S. 121) und bedeutet für ihn die Zukunft (S. 166, 167). „Auf den Knieen“ bittet er sie darum, sich ihm zu erhalten, und dankt er für die Nachricht ihrer Erhaltung (S. 174). Was Gott ihm auch immer nehmen mag, er bleibt doch reich, weil ihm in ihr mehr gegeben ist, als er je verdienen kann (S. 134, 139).*) Sein „Glück“ wird nur durch ihre Krankheit vorübergehend bedroht (S. 121). Darum ruft er auch Gott zum Zeugen dafür an, daß er sich nur um ihretwillen alles Uebrige wünscht, was das Leben ihm außer der bloßen Existenz noch bieten mag (S. 139; vgl. 119, 166). Sie hergeben zu müssen, wäre für ihn ein unerträglicher, ja undenkbarer Gedanke (S. 165, 173),**) und daß sie ihm bleibt, tröstet ihn bei dem schweren Verlust seines Kindes (S. 74). Sie überleben will er nicht (S. 234), denn ihr Tod würde ihm alles Andere gleichgültig machen (S. 189 f.). Er bewundert sie (S. 79), ja betet sie an (S. 120). Darum vermag sein Stolz auch vor ihr, ihr allein, zu demütigen,***) und an ihr richtet er sich auf zu sittlichem Wachstum (S. 134, 135). Von ihr allein ist er bereit, Unterstützung anzunehmen (S. 75), bei ihr allein vermag er geistige Anleihen zu machen, ohne sich entwürdigt zu fühlen; denn sie gehört so sehr zu seinem Wesen, daß Grenzen zwischen ihm und ihr nicht bestehen (S. 156). Deshalb soll auch das Gedächtnis seines Namens immer verbunden bleiben mit dem Wesen, das er „nicht bloß am innigsten geliebt, sondern auch am meisten verehrt hat“ (S. 156).

So sprach Hebbel als Dreißig- und Einunddreißigjähriger und noch bis unmittelbar vor seiner Verlobung mit einer Anderen — als ein Mann, der seine Persönlichkeit selbst ausgereift fand (vgl. S. 114, 175). Bald sprach er ganz anders. Und doch hatten sich die Menschen nicht geändert, zu denen er gesprochen, sondern nur die Verhältnisse, unter denen er lebte. Unter diesen Verhältnissen wurden Elise und ihre Kinder für ihn zum Ballast. Ohne sie kann er rascher vorwärts kommen und höher steigen.

Der Wunsch Elisens, ihre Ehe vor der Welt legitimiert zu sehen, durchkreuzt ihm die Aussicht, Fuß zu fassen in höheren Gesellschaftskreisen und ungestört arbeiten zu können an seiner künstlerischen Vollendung. Ein alltägliches Romanthema, das Hebbel durchaus alltäglich behandelt. Waren vorher schon seine Aeußerungen oft widerspruchsvoll, je nach den Umständen — er will keinen zweiten Tag erleben wie den, wo Elise ihm unter Schmerzen einen Sohn geboren hat (S. 137), eine zweite Geburt würde ihn das Allerschlimmste befürchten lassen (S. 181), und doch wünscht er einen zweiten Sohn, allerdings, wie er gelegentlich bemerkt, um ihretwillen, und als dieser Wunsch sich seiner Erfüllung nähert, überläßt er es der göttlichen Gnade, für die Frau zu sorgen (S. 179, 181); an seinen Kindern hängt er mit ganzer Seele, freut sich ihrer, wenn sie da sind und ehe sie da sind (S. 166, 188, 190, 177), gebärdet sich darum auch über den Verlust des Erstgeborenen totunglücklich, bald darnach aber tröstet er die Mutter damit, daß er sich des Kindes in Gedanken an das ihm möglicherweise bevorstehende Erdenelend nur halb habe freuen können (S. 175, 176), ohne

*) Vgl. S. 166: „Wenn Du mir schreiben kannst, daß Du gesund bist, so will ich meine Hände falten und sprechen: Gott hat mir meinen höchsten Wunsch gewährt, er ist mir nichts mehr schuldig.“

**) S. 173: „Verliere ich Dich, so habe ich einen Stachel in der Seele, den die Ewigkeit selbst nicht wieder herauszieht!“

***) S. 135: „Ich möchte den ganzen Tag vor Dir auf den Knieen liegen und Dich um Vergebung bitten, daß ich Dich so oft gequält, im Tiefsten verletzt, bitter geschmäht habe ... Wie hoch stehst Du über mir, Du, die Du so ganz Liebe bist, Du, bei der ich von dem Fluch und der Schande unseres ganzen Geschlechtes, dem Egoismus, nie etwas entdeckte ... Niemals, das glaube mir, habe ich Dich verkannt, in meinem Wahnsinn habe ich Dich wohl zuweilen boshaft und gegen mein besseres Wissen und Wollen bespritzt und beschmutzt, aber gleich darauf habe ich auch wieder Dein edles Bild mit inneren Thränen (äußere sind mir versagt) reingewaschen.“

allerdings die naheliegende Frage zu beantworten, warum er dann Kinder zur Welt bringen hilft —, so tritt er jetzt vollends in offenen und dauernden Widerspruch zu seinen bisher edelsten Empfindungen. Er ist zwar „natürlich“ noch ebenso wie früher (S. 167) bereit sofort zu kommen und zu heiraten, wenn Elise es „wünscht“ (S. 183), er will sich seiner „Pflicht“ nicht entziehen (S. 184), und wenn Elisens Herz nicht an der Heirat hängt, so soll sie ihm schwören, daß das ihre wohlüberlegte Herzensmeinung ist (S. 183); aber zugleich bekundet er ihr deutlich sein Grauen vor dieser Ehe (S. 181) und sucht ihren Edelmut zu rühren, daß sie ihm aus eigenem Antrieb dieses „Opfer“ erspare. Während er ihr zuredet, sich um den Spott des „Pöbels“, den sie als unverheiratete Mutter und verlassene Geliebte etwa zu tragen habe, sich nicht zu kümmern (S. 183), und auch seinerseits, wenn er es gerade so braucht, jederzeit seine Unabhängigkeit von der öffentlichen Meinung betont (z. B. S. 273), ist ihm nun auf einmal die Geringschätzung unerträglich, „die nicht ausbleibt, wenn man nicht einigermaßen seinem Stand und seiner Bildungsstufe gemäß leben kann“ (S. 182). Eine Heirat mit Elise würde also für ihn ein Heruntersteigen, eine Verpauperung, eine Deklassierung bedeuten. Und immer grauer malt er das Elend, das ihrer wartet in einer armen Ehe — natürlich nur seiner, denn sie mit ihrem Kind hat es gewiß ohne die Ehe nicht leichter. Er kann „von der Gegenwart nichts genießen, wenn er nicht der Zukunft sicher ist“, er kann nicht die Nadelstiche des Spottes seiner Gegner ertragen (S. 228). Geringschätzung und Entbehrung in den Kauf nehmen zu müssen heißt für ihn nun „die eheliche Taufe seines Sohnes zu teuer bezahlen“ (ebenda). Er schämt sich nicht, dem Mädchen, das ihm Alles geopfert hat, Vorträge über ihre „egoistische“ Liebe zu halten (S. 227) und sie auf die Inkonsequenz hinzuweisen, daß sie gesagt habe, sie wolle nichts von ihm, und nun doch auf Heirat dringe. Auch ein neues Sittengesetz verkündigt er nun: das Weib brauche zu seinem Glücke nichts als Mann und Kind, und das habe sie ja einstweilen; von einem Ehemanne weiß diese Philosophie nichts. Und schließlich: wer kann wider die „Verhältnisse“! „Der Mensch kann über Alles verfügen, über Blut und Leben, über jeden Teil seiner Person, nur nicht über seine Person selbst, über diese verfügen höhere Mächte“ (S. 226). Hebbel versteckt sich also hinter die „höheren Mächte“ und hinter „ewige Notwendigkeiten, die über den Willen des Menschen hinausgehen, wie Atemholen und Blutumlauf“ und denen sich der Edelste wie der Gemeinste beugen muß (ebenda, vgl. S. 235). Dieses Sichfügen hat auch für den „Edelsten“ nichts Entwürdigendes, denn er ist ja nicht schuld daran, daß auch sein Blut „nicht anders umläuft als das des Mörders“ (S. 227). Auch auf gewisse geistige Differenzpunkte weist er nun, wenn auch nur sehr kurz hin, gibt aber immerhin noch zu: „Wir würden ein ganz erträgliches Leben führen können, wenn wir hätten, was dazu gehört, und ich würde keinen Augenblick schwanken, wenn dies der Fall wäre (S. 227) . . . nur eine Existenz, und alles würde wieder kommen“ (S. 229). „Hättest Du mir ein Asyl zu bieten, wie gerne wollte ich kommen“ (S. 235). — Der „Verstand“ verbietet ihm die Heirat (S. 236).

All diese Vorstellungen halfen nichts. Elise hielt an ihrer Forderung im Interesse ihres zweiten Kindes fest. Nun wird Hebbel Schritt für Schritt brutaler und seine Philosophie spielt die passende Begleitung zu seinem Lebenslied. Zunächst entdeckt er, daß er „seit Jahren das Prinzip hat, keine halben Verhältnisse in seinem Leben zu dulden“ (S. 229). Und wie er das halbe, „unwahre und fundamentlose“ (S. 256) Verhältnis zu seiner bisherigen Familie zu lösen versuchen muß, dafür weist ein Eintrag in seinem Tagebuch vom März 1845 die Richtung an: „Schüttle alles ab, was dich in deiner Entwicklung hemmt, und wenns auch ein Mensch wäre, der dich liebt, denn was dich vernichtet, kann keinen Anderen fördern“ (S. 231). Zunächst schüttelt er die Kinder ab, der lebende Sohn wird ihr Sohn (S. 236) und von dem toten — einzig geliebten (S. 177) und viel beklagten! — Sohne gesteht er bald, daß er für ihn nur eine „Fessel“ bedeutet habe (S. 264). Dann kommt die Mutter der Kinder an die Reihe.

Immer wieder bekommt sie zu hören, daß die Ehe mit ihr sein Unglück, die Rückkehr zu ihr nach Hamburg ein Begräbnis, eine „Reise in die Wüste“ (S. 182), einen „feierlichen Vertrag mit dem Elend“ (S. 226) bedeute; sie erfährt, daß ihm ein Wiedersehen mit ihr gleich dem Wiedersehen der drei Männer im feurigen Ofen ist (S. 236). Natürlich „liebt“ er sie dabei immer noch, nur muß sie erstens erfahren, daß seine Liebe anderer Art ist als die ihrige, und zum zweiten, daß er immer schon eine dauernde Vereinigung für unmöglich gehalten, ja daß sie selbst ihm in dieser Empfindung recht gegeben habe (S. 234). Er weiß, wie diese Abschüttelung auf sie wirken muß, denn er hat ihr selbst geschrieben: „Der Besitz des Mannes, den sie liebt, ist für das Weib Bedingung ihrer Existenz“; es kann ihn also auch nicht Wunder nehmen, daß Elise nunmehr Selbstmordgedanken bekommt. Aber auch das kann ihn nicht abhalten, sein Ziel weiterzuverfolgen, wenn er auch einen Augenblick schwankt und ihr zum Troste versichert (nachdem er eben erst gesagt, daß das Herz Gefühle sich nicht gebieten lasse und er darum ihre Gefühle nicht erwidern könne!), sie sei ihm „das Teuerste auf der Welt“, und wenn ihn „das entsetzliche Schicksal“ treffen sollte, sie zu überleben, so würde ihm „die Brust zerspringen und das Gehirn bersten“ (S. 234).

Wenn geistig hochstehende Menschen unbequeme Liaisons mit weniger gebildeten Frauen lösen, so pflegt man das damit zu entschuldigen, daß die Fortsetzung des Verhältnisses die Gefahr einer inneren Schädigung der höheren Persönlichkeit in sich geschlossen hätte. Sehr eifrig weist auch der Herausgeber des Hebbel-Buches Hans Brandenburg auf diese Gefahr für Hebbel hin und findet die schroffe Abwehr der „eigensinnigen“ Frau sehr begreiflich, ja notwendig. Ganz abgesehen von der Frage, ob die damit „gerechtfertigte“ Art der Ueberwindung dieser Gefahr der Ausgang eines „heiligen Krieges“ ist, muß das Vorhandensein einer solchen Gefahr für Hebbel bestritten werden. Dagegen spricht schon die ganze Art und der Inhalt des Briefwechsels zwischen ihm und seiner „Frau“. Auch ist der jahrelange, innige geistige Austausch, in dem diese beiden Menschen standen, nicht spurlos an der Frau vorübergegangen. Und schließlich bescheinigt ihr Hebbel selbst immer wieder die Hoheit ihres sittlichen Willens, die *Tiefe* ihrer Empfindungen, ihr geistiges Mitleben. Gar lange hat er außer ihr kaum einen Menschen, der ihn überhaupt „versteht“ (S. 177).*) Sie entspricht vollkommen dem Ideal, das er unmittelbar nach seiner Heirat mit der zweiten Geliebten von der rechten Frau zeichnet: „Noch nie hat mir ein Weib durch Tiefe des Geistes imponiert, wohl aber durch Tiefe des Gemüts . . . Reizenderes gibt es nicht, als das weibliche Gemüt durch den weiblichen Geist beleuchtet zu sehen“ (S. 259). Nein, der Grund seiner Loslösung liegt nicht einmal in den *höchsten* Motiven selbstsüchtiger Liebe. Dem unter dem südlichen Himmel gewonnenen „Mut zur klaren notwendigen Entwicklung und *natürlichen kräftigen Sinnlichkeit*“ verdankt Hebbel, wie sein Biograph Hans Brandenburg rühmt (S. 249), seine Befreiung. Elise paßt nicht mehr zu seiner Umgebung, sie erinnert ihn zu stark an die Niedrigkeit seiner Anfänge. Längst hat er bei seinen Reisen und der Ausdehnung seiner Beziehungen empfunden, daß „geistreiche und vornehme Gesellschaft“ für ihn (wie für andere Leute auch!) „außerordentlich gut“ wäre (S. 219), und dazu kommt mit der Steigerung seiner Lebensbedürfnisse das Bewußtsein, daß er „manches nicht mehr so leicht entbehren kann wie früher“ (S. 235); er muß eine „behagliche Existenz haben, ehe er arbeiten kann“ (ebenda 252; vgl. S. 399). Diese Existenz sich selbst zu schaffen, traut er sich nicht zu und so fragt er Elise, für die er früher die ganze Welt dahingeben wollte, geradezu, ob sie sich getraue, ihm alles zu ersetzen, was er durch eine Ehe mit ihr verliere, selbst *wenn* sie erst „fünfzehn Jahre alt“ wäre und selbst wenn sie ihm Gefühle eingeflößt hätte „wie Laura dem Petrark“ (ebenda). Und sie war nicht einmal die vornehme Dame wie Laura und über die fünfzehn Jahre war sie längst hinaus! Es bleibt ihm also nichts übrig als für die Verlassene und ihr Kind zu tun, „was in seinen Kräften steht“ (S. 244). Almosen statt Liebe will er geben.

Hebbel hat trotz seiner Gelegenheitsphilosophie, daß nicht sündigt, wer tut, was er nicht lassen kann, doch das Gefühl, daß sein Vorgehen *vielleicht* nicht einwandsfrei ist, aber er beruft sich auf seine Dichtermission. Nicht als gewöhnlicher Mensch, sondern als Dichter will er beurteilt werden auch in rein menschlichen Dingen und verlangt für den Dichter auch auf diesem Gebiete poetische Lizenzen; menschliche Minderwertigkeit soll durch dichterische Vollendung ausgeglichen werden, und Persönlichkeitskultur darf nicht um den Preis der Verkümmerung des dichterischen Genies erkauft werden. So fühlt er sich als „Tragödienheld“ und gefällt sich in dieser Rolle außerordentlich: „Es mag sein, daß der Mensch sündigt, sobald er mehr verlangt (nämlich als das tägliche Brot), aber mit dem Dichter sind diese Sünden geboren und was sollte ein Tragödienschreiber denn anderes sein als ein Tragödienheld?“ (S. 244.) In Wirklichkeit ist die tragische Person in diesem Liebesdrama die kleine Näherin, die dem Geliebten über die bitterste Zeit des Lebens hinweggeholfen und seinem Leben für eine geraume Zeit Inhalt gegeben hat, die ihm ein Vermögen geopfert, unter Entbehrungen seine Kinder ernährt, während er I. Klasse Bildungsreisen unternimmt, und sich selbst durchgehungert hat, damit er die Lebensbedürfnisse und Genüsse kennen lernen konnte, die ihn schieden von ihr. Tropfenweise hat sie den Kelch des Leidens geleert. Das Bitterste stand ihr noch bevor. Wenn der Geliebte sich der dauernden Gemeinschaft mit ihr entzog, so durfte sie bisher wenigstens die Hoffnung haben, daß keine Andere ihm jemals näher stehen werde als sie; daß er sich nirgends fesseln lassen werde. Ungestört arbeiten, reisen, unabhängig sein wollen: das schien der Grund seiner Ehescheu. „Mich in eine Ecke hinzuhocken, Familienpapa zu werden und mich daran zu ergötzen, wie der Junge wächst, wird mir ewig unmöglich sein“: so hatte er ihr am 25. Juli 1845 geschrieben. Am 25. Februar 1846 gesteht er einem Freunde bereits, daß ihn „ein schönes weibliches Wesen fesselt“. Hier findet er die gesuchte „brillante Lebenssituation“, denn seiner neuen Freundin Christine Enghausens Stellung erlaubte ihm „zu heiraten, sobald wir wollen“ — und am 24. Mai 1846 ist er glücklicher Ehemann. Die Ehescheu ist völlig überwunden, und selbst wenn sie noch da wäre, so ließe sich die Eheschließung nicht umgehen. „Die bürgerliche Gesellschaft verlangts, nur der Unabhängigste kann ihr trotzen, und warum es tun in gleichgültigen Dingen?“ (S. 259). So spricht er jetzt, wo er viel unabhängiger ist als früher! (Wiederum zehn Jahre später findet er, daß „aparte Verhältnisse“ nichts wert sind und darum die bürgerliche Eheschließung der Ergänzung durch die kirchliche Trauung bedarf. S. 336.)

Und nun wo diese Ehe geschlossen ist, sucht er nicht nur die Erinnerung an frühere Glückszeiten auszuwischen, sondern er erniedrigt direkt die Genossin seines früheren „Glückes“, sucht sie zur Querulantin zu stempeln, weil sie sich in den Abbruch ihrer Beziehungen nicht sofort finden kann, und stellt ihr beständig die „engelgute“ glücklichere Konkurrentin als Beispiel vor. Grausam rücksichtslos sagt er Elise, daß sie das Hindernis ist in der aufsteigenden Bahn seines Lebens und daß er darum den Tod der Vereinigung mit ihr vorziehe. „Du mußt doch fühlen, daß die Verhältnisse von ehemals *jetzt* (sic!) unmöglich sind und daß mein Leben entweder einen höheren Schwung oder — ein Ende nehmen muß. So steht die Sache, täusche Dich nicht. Alle meine Gedanken sind jetzt auf *Wirkung* gerichtet; von allen Arten der Sehnsucht kenne ich nur noch die eine nach Taten, und nichts kann Pflicht für mich sein, was diese verhindert, weil es mich und alle meine Kräfte vernichtet“

*) Vgl. folgende Stellen: „Keinem Menschen in der Welt schreibe ich Briefe wie Dir; Du genießest mit mir mein geheimstes Leben; ja, noch unklar über manche innere Zustände, bringe ich sie mir selbst zu An- und Ueberschauung, wenn ich sie vor Deinen Augen abwickle“ (S. 77). „Von keinem Menschen in der Welt würde ich als Dichter das Geringste entlehnen oder borgen; . . . Du jedoch bist ausgenommen, Deine Edelsteine und Kleinodien werde ich immer gern, ja mit Stolz, in das Gold meiner Form fassen. Und warum? Weil Du durchaus mit zu meinem Wesen gehörst, weil zwischen uns gar keine Grenzen bestehen“ (S. 156). „Du verdienst die Gnade der höchsten Macht und . . . mehr noch durch das, *was Du bist*, als durch das, was Du erlitten hast“ (S. 189). „Du hast mehr Geist als die meisten Deiner Mitschwestern und ein Herz, wie nie ein edleres geschlagen hat“ (S. 235).

(S. 254). Man muß darnach annehmen, daß auch die neue Ehe ihm Mittel zum Zweck war; er brauchte die Mittel des gesellschaftlichen Lebens und der behaglichen Verhältnisse, um „wirken“ zu können, wie er auch sonst sorgfältig die Beziehungen pflegt, die ihm zum Erfolg verhelfen können. Nicht eine gewaltige, über ihm zusammenschlagende und ihn rettungslos mit sich führende Woge der Leidenschaft hat ihn Christine Enghaus zugeführt, diese Ehe war vielmehr seine „einzige Rettung“ aus der (von ihm immer übertrieben geschilderten) Not des Lebens. Das sagt er auch selbst in seinem Tagebuch (S. 266). Dabei aber betont er nachdrücklich, und sicherlich mit Recht, daß er seine Frau wahrhaft liebt. Unedel ist es nur, daß er aus seinem früheren Verhältnis das Wort Liebe streichen will. Er behauptet, „verehrt, ja angebetet“ (S. 256), „Freundschaft“ gegeben und genommen (S. 259 f.), aber nicht geliebt zu haben. Selbst dann noch wäre es unentschuldbar, daß er seinen Freunden gegenüber von seinem „früheren unglückseligen Verhältnis“ (S. 258) spricht, das ihm „zehn Jahre lang den Horizont verfinsterte“ (S. 259), ja von einem „unnatürlichen“ Verhältnis (S. 260), das er der um zehn Jahre älteren Geliebten früher nur deshalb nicht gebührend „zur Last gelegt“ haben will, weil sie ihm in ihrem Edelmut die Freiheit gelassen habe, dieses Verhältnis je nach Belieben zu lösen (S. 260, 265 f.). Er will nun schon immer „geschaudert“ haben vor dem Gedanken, sein Leben „an der Seite eines Frauenzimmers zu Ende bringen zu müssen, das er nie geliebt, und das dies immer gewußt hätte“, redet von einem „Verwesen“ in ihren Armen (S. 260) und schreckt nicht davor zurück, dem Weibe, das ihm alles geopfert, seine Liebe als eine Sünde vorzuwerfen, deren Strafe auch die Kinder zu tragen hätten (S. 264). Sein Verhältnis zu Elisens Kind, dessen er sich ursprünglich unendlich freute, später nur noch halb gefreut zu haben behauptete (S. 176), stellt er nun so dar, daß sein Herz „gefroren“ (S. 267) sei, wenn er das Kind habe spielen sehen, das für ihn „nichts war als eine Fessel“ (S. 264).*)

*) Die Wahrhaftigkeit seiner Entschuldigung kann man leicht beurteilen, wenn man weiß, wie er in den Briefen an Elise sein Dankesgefühl gegen Gott mit der Geburt dieses Kindes in Verbindung gebracht und an Zärtlichkeitsäußerungen nicht gespart hat. Z. B. am 22. Januar 1843: „Meine Seele ist voll Friede und Dank gegen den Allgütigen. Küsse mir den Ma(x) mit seinen süßen Augen und den kleinen rührenden Armen, womit er um sich strebt“ (S. 152). Am 23. Oktober 1843: „O mein Max, mein holdes lächelndes Kind! So bist du dahin? Eins hast du nun vor mir voraus: Dir kann kein Sohn sterben! Laß mir nur Deine Mutter! Umschwebe sie, flüstere ihr zu, daß ich sie jetzt nötiger brauche als Du!“ (S. 165.) Zwei Tage später: „O Elise, Du hast dies Glück doch wenigstens genossen! Aber ich! dem die Angst vor der Zukunft die Freude an der Gegenwart fast immer trübt! [und der so gerne dieses ungetrübte Glück genossen hätte!] Denke Dir, wie mich dieser Schlag getroffen hat. Ich sage Dir: Rousseaus Tod war nichts dagegen. Da hast Du das Maß. Später, später über diese Tage! Jetzt wäre es Mord an Dir, an mir selbst! Herausziehen kann man das Schwert nicht wieder. Warum es umkehren in der Wunde?“ (S. 170 f.) Am 7. November: „Ueber Nacht sah ich das süße Kind im Traum ... Ich stand hinter ihm und drückte ihm Küsse auf sein leuchtendes Köpfchen. O gewiß, mein Max, Du bist noch anderswo als im Grabe, und ob Du noch zehn Brüder bekommst, keiner wird mir das werden, was Du mir warst und bist!“ Und am 12. April 1844: „Glaubst Du, ich hätte meinen Max vergessen? O Gott, ich werfe nur immer einen Schleier über seinen Schatten.“ Das tut er, weil er sonst nicht „gelassen bleiben“ kann.

Diese Sentimentalitäten haucht er auch in sein Tagebuch. So S. 173: „Ja, mein Max, mein teurer, ewig geliebter Max, wenn mich irgend etwas über das trösten kann, was Du jetzt bist, so ist es der Gedanke an das, was ich selber bin.“ Oder S. 167: „Mein Max, mein holdes, lächelndes Engelkind mit seinen tiefen blauen Augen, seinen süßen Locken ist tot ... O, wenn ich mir dies denke, daß dies Kind ... nun verwesen und sich von den Würmern fressen lassen muß, so möchte ich selbst ein Wurm werden, um mitzuessen ... Ich könnte diese Locke hinunterschlingen, ich könnte noch Aergeres tun, ich könnte sie verbrennen, weil ich sie nicht verdiene! ... Ich sehe Dich, Kind, süßes, aufquellendes Leben, wie Du Mittags an Deinem kleinen Tisch saßest und mir zunicktest ... Und das Gesicht, das süße, süße Gesicht! O Gott, o Gott, Du stelltest den Engel vor meine Tür ...“

Aehnlich begrüßt er die Ankunft seines zweiten Kindes von Elise: „Willkommen sei das Kind und doppelt willkommen der Knabe! Und dreifach preise ich mich glücklich, daß ich die Freudenbotschaft diesmal nicht erst durch Angst und marternde Erwartung habe erkaufen dürfen“ (S. 190). 2 1/2 Jahre später schreibt er an der Wiege seines ersten Kindes von Christine die Worte nieder: „Ich kann mir nicht helfen, aber ich empfinde für dieses Kind ganz anders wie für die beiden früheren“ (S. 267)!

Natürlich hat er auch die entsprechende Philosophie für sein Verhalten zur Hand: Elise muß entweder das „Opfer einer liebeleeren Ehe“ ablehnen, dann ist der Weg frei für seine Verehelichung mit Christine; oder sie will es annehmen, dann erweist sie sich eben damit dieses Opfers unwürdig (S. 256, 260). In beiden Fällen braucht er das „Opfer“ nicht zu bringen, das er angeblich vorher bringen wollte; in dem ersten Fall ist die Aufgabe ihrer Rechte an ihn selbstgewollt, im letzteren durch ihre Schuld unabänderlich. Oder: wenn er sich Elise entzieht, wird sie unglücklich; im anderen Fall aber würde er unglücklich und sein Unglück würde Elisens Glück zerstören, also hat auch vom „Opfer- und Aufopferungsstandpunkt“ (S. 258) sein Nachgeben keinen Wert. Und „überhaupt“: es gibt innere Notwendigkeiten wie äußere, und so wenig das Schicksal seine äußeren Notwendigkeiten rechtfertigt, so wenig braucht das Friedrich Hebbel mit seinen inneren zu tun (ebenda). Was das Verhältnis zu den verschiedenen Kindern angeht, so „macht er jetzt eine Erfahrung, an die er nie geglaubt hat, daß man nämlich die Mutter lieben muß, um ein Kind lieben zu können“ (S. 263, 268); er hat die Mutter nie geliebt, also kann er ihr Kind gar nicht geliebt haben, zum mindesten liebt er sie und ihr Kind jetzt nicht mehr. „Pflichten“ erkennt er zwar noch an; er will für es sorgen. Aber Art und Umfang dieser Sorge muß seinem inneren Empfinden überlassen bleiben. Entweder gesteht ihm das die Mutter freiwillig zu, dann ist ohnehin alles in Ordnung; oder sie drängt auf Sicherstellung ihres Kindes, dann versündigt sie sich damit so sehr an dem jungen Ehemanne, daß er erst recht frei ist zu tun, was er will (S. 261). Es war ihm eine wirkliche Erleichterung, als auch sein zweiter unehelicher Sohn starb, und der Mutter wußte er in den Tagen der Todesgefahr nichts zu schreiben als die Worte: „Vielleicht ist das Schicksal noch gnädiger, als ich zu hoffen wage. Es wiederholt sich nicht gern. Dann hast Du für die ausgestandene Angst und Sorge den Lohn“ (S. 272). Dagegen seinen ehelichen Kindern wird er sehr rasch der „Familienpapa“, der er vor einem Jahre „nie“ werden konnte, und freut sich jedes Lebenszeichens seiner Kinder, er ängstigt sich bei jedem Schrei, er verfolgt mit liebevollem Interesse das Sicherschließen der zarten Menschenknospen. Und der Frau, die ihm diese Kinder schenkt, bleibt er zeitlebens zu größter Dankbarkeit verpflichtet; sie wird nicht mit der Redensart abgespeist, daß sie ja Mann und Kind und damit alles habe, was sie als Frau erwarten könne. Zeugnis dafür legt Hebbels Testament ab. Und wenn sie auch wirklich eine vortreffliche Frau war und sich groß zeigte, indem sie Elise ohne Scheu auf längere Zeit in ihr Haus aufnahm, noch größer war doch Elise, die alles verzieh und Hebbels Kind von Christine über die Taufe hob.

2

So dem Gang der Entwicklung in großen Zügen folgend, kann ich nicht finden, daß Hebbel als Persönlichkeit besonders viel ethische Impulse auslöst. Und je mehr man sich in die Details der Auseinandersetzungen zwischen ihm und Elise vertieft, um so unerfreulicher wird das Resultat. Mit der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit Hebbels steht es ebenso schlecht wie mit seiner Zartheit und Rücksichtnahme. Wie verbitternd mußte auf die bisherige Lebensgefährtin die Schilderung all seiner Erfolge, seines vornehmen Umganges und seiner Beweihräucherung (S. 253 f.) gerade in dem Augenblick, wo er sie von dem Mitgenuß ausschloß, wirken! Wollte er sie wohl von selbst fühlen lassen, daß sie in diesen Kreis nicht hinein passe? (Sie hat es in der Tat so verstanden.) Wie eigentümlich kontrastieren die Klagen über den absoluten Geldmangel, der ihm die Eheschließung unmöglich macht (S. 236) und nicht einmal die Trauungskosten aufzubringen gestatte (S. 228, 233), mit seiner späteren Versicherung, daß er Elisen „seit Jahren ernähre“ (S. 261).*)

*) Dem Könige von Dänemark erklärt er stolz, er habe wenigstens „so viel Namen und Ruf“, um „von seiner Arbeit leben zu

Welches Doppelspiel treibt er mit ihr, wenn sie unter Hinweis auf die Zweideutigkeit ihrer Stellung und die Schande unehelicher Kinder die Beschleunigung der Heirat — an ein Unterbleiben der Heirat hat sie niemals gedacht, sondern nur an eine Verschiebung, sie war ihm ja auch durchaus ebenbürtig, als sie einander kennen lernten — bat! Wozu denn heiraten? Sie soll nur sagen, daß sie eine verheiratete Frau ist, denn ihre Ehe ist gültig vor Gott und den Menschen, und sie soll auch ruhig den Freunden sagen, daß sie von ihm ein zweites Kind erwartet (S. 180)! Wenn ihre Stellung unhaltbar wird, ist er sofort bereit für den Gang zum Standesamt. Aber kaum hat sie es gesagt, so macht er ihr Vorhalte darüber (S. 220), daß sie nicht als seine „Kousine" weiter figurieren will, und erklärt, nun sei ihm die Rückkehr nach Hamburg unmöglich gemacht; denn wenn er nicht sofort heirate, sei er blamiert und sofort heiraten sei undenkbar (S. 236). Und wie sie nun klagt über diesen Wandel in seinen Ansichten, bestreitet er, ihr die Annahme seines Namens zum Vorwurf gemacht zu haben; er habe „nur" zunächst an sie allein gedacht, dann aber auf die Folgen sich besonnen (S. 236). Er wirft ihr vor, es sei unlogisch, wenn sie „erst auf die Heirat dringe und dann wieder sage, sie wolle nichts für sich" (S. 227), und ist dann schmerzbewegt über die „Mißdeutung", als habe er ihr vorgehalten, daß *sie* auf Verheiratung dränge (S. 233). Er versichert, es liege kein Vorwurf darin, wenn er ihr zeige, daß sie ihn in unverständiger Weise festhalte (S. 227), und hält ihr gleich darauf eine Vorlesung über ihren Egoismus (S. 228). Er tröstet sie beständig mit Hinweisen auf Gottes Schutz und Hilfe und die darin garantierte bessere Zukunft; ähnliche Hinweise von ihr verbittet er sich aber; sie soll ihm *nachweisen*, wie die wirtschaftlichen Verhältnisse zu ändern sind, Gott aber „aus dem Spiele lassen" (S. 221). Daß seine Behauptung, er habe ihr immer gesagt, seine Gefühle seien anders als die ihrigen, sie könne also auf eine dauernde Vereinigung nicht rechnen, unrichtig ist,*) braucht nach den obigen Darlegungen nicht mehr bewiesen zu werden. Ebenso wenig die Unrichtigkeit seiner Aufstellung, daß Elise vorher nicht auf eine solche Vereinigung gerechnet habe.

Wie steht es aber nun mit seiner Behauptung (S. 260), daß er wenigstens von seinem Aufenthalt in Rom an den rein freundschaftlichen Charakter ihrer Beziehungen brieflich klargestellt habe? Es ist wahr, er hat ihr von Rom aus vorgeworfen, daß ihre Liebe egoistisch sei, daß ihr Gefühl stärker spreche als ihr Verstand und daß ihr bei der „höchsten Freundschaft" und den „wärmsten Empfindungen" für sie ihr „Einbohren" in ihn erschreckt habe; aber er hat auch gleichzeitig betont, daß er unter dem Druck der „Aufeinanderfolge unreiner und verworrener Lagen" schreibe als ein Mensch, „in dem sich nach und nach Alles auf den Kopf stellt", und mit den Worten geschlossen: „Nur eine Existenz, und Alles würde wieder kommen" (S. 225—229). Und als er ihr zwei Monate später schreibt: „*Deine* Gefühle für mich kann ich nicht erwiedern, das hast Du immer wissen müssen und immer gewußt [warum mußte er dann das Verhältnis auf ein rein freundschaftliches erst „faktisch zurückführen"?], und es ist doch wohl so wenig Sünde bei mir wie bei Dir, daß ich über mein Herz nicht gebieten kann" (S. 234), betont er doch zugleich, daß er alles tut, was Jemand tun kann für diejenige, „die er liebt" (S. 233),**) und rechtfertigt sein Verhalten damit, daß auch „die heftigste Leidenschaft" unter solchen Umständen nicht anders handeln könne (233); er beschwört sie, nicht irre zu werden an ihm (S. 235), und schließt auch hier mit dem Resultat: uns fehlt nur das nötige Kleingeld (S. 236). Da konnte eine liebende Frau die verschiedenen Andeutungen von des Geliebten Gefühlsdifferenz nur in dem Sinne der gleichzeitig geschriebenen Worte deuten: „Es ist mein höchster Schmerz, Dich nicht so lieben zu können, *wie Du es verdienst*" (S. 235*), oder sie mußte denken, es handle sich um vorübergehende gereizte Stimmungen, wie deren viele bei Hebbel zu überwinden waren. Auf den Gedanken, daß die Liebe überhaupt fehle, konnte sie nicht kommen, zumal sie Briefe besaß, in denen als einzig lauteres Band der Gemeinschaft die Freundschaft bezeichnet und das, was „man" sonst Liebe nennt, als minderwertiges Surrogat wegwerfend behandelt war.**) Der aber also von Freundschaft und Liebe sprach, hat eine „innigere Verbindung", als sie zwischen ihm und Elise bestand, Ende 1836 für schlechthin unmöglich erklärt (S. 77) und sich vier Jahre später noch unterzeichnet als „ewiglich, ewiglich Dein" (S. 136). Sie konnte nicht denken, daß ihr eine andere Frau gefährlich werden könnte, und hat darum auch seine gelegentlichen Schwärmereien nachsichtig belächelt. Wenn also Hebbel Elise den Vorwurf macht, daß sie „mit den jämmerlichsten Sophismen" (S. 261, 266) seine Schuld zu beweisen suche, so fällt dieser ungerechte Vorwurf in doppelter Schwere auf sein Haupt zurück.

Resultat: Hebbel hat für den Konflikt, den er selbst als den schwersten seines Lebens bezeichnet hat (vgl. S. 226), keine höhere ethische Lösung gefunden als die alltägliche, die man jedem besseren Commis, jedem Leutnant oder Studenten bei der Abstoßung einer Genossin ihrer Anfangsjahre als Schuld anrechnet. Der Unterschied liegt nur in der *Form* der Begründung.

Wer durch diese Tatsache kritisch gestimmt, Hebbels Lebensanschauung sorgfältig prüft, wird darin Widersprüche und Hohlheiten überall entdecken. Sind es mehr als bloße Worte, wenn der Mann, der Rücksichten aller Art unterliegt, von sich sagt, es sei geradezu ein Stück seines Wesens, das aufs Spiel zu setzen, was ihm am wertesten sei, „um den Gedanken, als könnten ihn Rücksichten bestimmen, ja nicht aufkommen zu lassen" (S. 98)? Oder klingt es nicht eigentümlich, wenn der Mann, der der Durchsetzung seiner Persönlichkeit so viele Bedenken opfert, schreibt: „Ich kam nur durch *Resignation* zum Frieden, ich lernte meinen Sarg nach und nach als Bett betrachten" (S. 369)? Einen besonderen Reiz besitzt seine Persönlichkeit durch die kategorische Strenge, mit der er die absolute Verbindlichkeit des Sittengesetzes festlegt (z. B. S. 345 oder Gesamtausgabe seiner Werke von R. M. Werner Bd. VI S. 39 f.), aber er hebt selbst seine Forderung wieder auf, wenn er dem Individuum das „heilige Recht" zuspricht, sich den „allmächtigen Pulsschlag" des unsichtbaren Weltherzens „auf seine Weise auszulegen" (S. 343). Darum weiß er sich ja auch keiner Sünde schuldig, wenn er dem Zug seines Herzens, seiner Vernunft oder „höheren Gewalten" folgt. Wie kontrastiert aber wieder das Recht seiner oder der Persönlichkeit, das er gegebenenfalls so energisch geltend macht, mit dem Tagebuchsatz: „Es gibt nur *eine* Notwendigkeit, die, daß die Welt besteht; wie es aber den Individuen

können" (S. 151). Der König gibt ihm dazu noch ein reiches Stipendium auf zwei Jahre. Es geht ihm gar nicht schlecht, wie er selbst dankbar gesteht (S. 136, 140, 159). Als Elise aus Angst vor den Geldausgaben einer Familienvermehrung mit Bangen entgegensieht, verspricht er ohne weiteres: „Was mit Geld zu erstatten ist, erstatte ich" (S. 167). Sobald sie aber heiraten will, hat er kein Geld und keine Aussichten. Sie dagegen hat für ihn ihren letzten Groschen dahingegeben (S. 88, 89), hat sogar seine Mutter durchgehalten (S. 127 f.), und er selbst rechnet, daß sie ihm bis Mai 1840 abgesehen davon, daß er in Hamburg auf ihre Kosten gelebt, 500 Reichstaler vorgestreckt hat (S. 127).

*) Er hat sogar an Gottes Barmherzigkeit appelliert, falls auch nur „ein Funke" davon für ihn vorhanden sei, daß er nicht so „schrecklich bestraft" werde, sein Kind *und* Elise und damit „alles, was er liebe" zu verlieren (S. 173). Daraus läßt sich ermessen, wie er ihr gegenüber gesprochen haben mag.

**) Vergleiche den Brief Hebbels an Elise vom 17. Januar 1837: „Das Heiligste und Wahrste, was an Verehrung, an *Liebe* in meiner Brust liegt, ist Dir zugewandt, ist Dein für immer" (S. 79). In allen solchen Aeußerungen mußte sie nach seinen eigenen Worten „das Echo ihres Herzens" sehen (S. 88).

*) Oder S. 156: „Ob ich Dich glücklich machen, ob ich Dir für so vieles, was Deine Liebe und Dein über die gewöhnliche negative Weibertugend so hoch erhabener Edelmut mir opferte, *Ersatz* bieten kann, weiß ich nicht."

**) „Wie in der physischen, so gibt es in der höheren Natur . . . nur *eine* Anziehungskraft, die Menschen an Menschen kettet; das ist die Freundschaft; und was man Liebe nennt, ist entweder die Flammenvorläuferin dieser reinen unvergänglichen Vestaglut oder der schnell aufschlagende und schnell erlöschende abgezogene Spiritus unlauterer Sinne" (S. 76 f.). Vergleiche dazu die vorhergehenden Worte: „Das zwischen uns bestehende Verhältnis ist auf einen sittlichen Felsen, auf gegenseitige Achtung gegründet; trat ein Sinnenrausch dazwischen, so wollen wir das nicht bedauern, denn es war natürlich, ja bei der Lage der Dinge unvermeidlich; aber noch weniger wollen wir es bedauern, daß er vorüber ist." Also Liebe = Sinnenrausch.

darin ergeht, ist gleichgültig" (S. 180).*) Erhaben ist die nähere Ausführung dieses Gedankens: „Ein Mensch, der sich in Leid verzehrt, und ein Blatt, das vor der Zeit verwelkt, sind vor der höchsten Macht gleich viel, und so wenig dies Blatt, als Blatt, für sein Welken eine Entschädigung erhält oder erhalten kann, so wenig der Mensch für sein Leiden; der Baum hat der Blätter im Ueberfluß und die Welt der Menschen." Aber er denkt keine Sekunde daran, diesen Satz auf sein eigenes Leben anzuwenden. Stolz klingt sein Wort: „Keine Kraft geht zu Grunde; was zu Grunde geht, ist nur die Ohnmacht" (S. 187), und er stellt sein Leben unter dies Wort. Bald aber flüchtet er in eine gesicherte Existenz, um durch die Verhältnisse seiner Kraft ihre Wirkung zu ermöglichen. Nicht einmal für seine nächste Zukunft will er auf die „Hoffnung" angewiesen sein, sicherer ist ihm der „Bankier" (S. 220). Wie herrlich legt er beim Tode eines Freundes in einem Trostbrief das Herren- und Apostelwort (ohne jedoch darauf Bezug zu nehmen) aus von denen, die da leben, ob sie gleich stürben: kein Samenkorn des Persönlichkeitswertes geht durch den frühen Tod verloren, nur die äußere Wirkung kann dadurch beeinträchtigt werden, nicht aber die innere, denn im Tode vollendet sich die reine Persönlichkeit und schöpft so aus sich selber die Unsterblichkeit (S. 106). Und doch hat er nicht Geduld, für sich auf diese Vollendung zu warten, und nicht Selbstbeherrschung genug, um sich damit zufrieden zu geben. Der Gedanke des sich Opferns und der selbstlosen Hingabe ist ihm in der Anwendung auf sein persönliches Leben eine unerträgliche Zumutung, wenn er auch gelegentlich Gott bittet, ihm Leid zu senden im Interesse seiner inneren Entwicklung (S. 101).

Daher auch die widerspruchsvolle Stellung zu den Gütern dieser Welt. In der Theorie ist er zwar überzeugt, daß „die Edelsten den meisten Schmerz leiden" (S. 131); aber in der Praxis entrinnt er dem Schmerz, wo er kann, und behauptet doch seine Stellung unter den Edelsten. Im Besitz irdischer Güter ist ihm außerordentlich wohl (S. 312, vgl. 243) und nur da, und er „nährt keinen anderen Wunsch mehr als den natürlichen, der in allen Verhältnissen übrig bleibt, daß es nämlich bleiben möge, wie es ist." Ein bloßes Auskommen oder „Durchkommen" genügt ihm nicht (S. 244). Das hindert ihn aber nicht, Christine zu schreiben, daß „zwei Menschen, die sich lieben, sich nie trennen und sich auch aus der äußeren Misere, die immer wiederkehrt, seis nun in dieser oder jener Gestalt, nichts machen sollten. Halten wir an diesem Glauben fest!" (S. 302). Und dem entsprechend erklärt er auch, sich aus all den Dingen, nach denen er früher sehnsüchtig ausgeschaut, sich nun, wo er sie hat, nichts zu machen: „Jetzt hab ich den Bettel und er gilt mir nicht viel mehr als eine leere Erbsenschote" (S. 303).**) Welch ein Mensch! Aber wir erinnern uns, daß die „Misere des Lebens" der eigentliche Grund seiner Trennung von Elise war, daß er ihr im November 1845 geschrieben: „Der wirklichen Misere würde ich erliegen; es ist Lebensbedingung für mich, daß sie mir fern bleibt" (S. 252), und daß er nach Ueberwindung dieser Not nichts Anderes wünscht als die Erhaltung seines Wohlstandes, dessen er sich „jeden Tag freut" (S. 312). Damit kehrt er zurück zu der Auffassung vom Jahre 1844, nach der das „Weltverachtungswesen, so sehr es sich spreizt, gar nichts ist und nicht mehr Wahrheit und Bedeutung hat als eine Fieberraserei", sintemal „O, Au und Ach keine Musik ist" (S. 187), und nach der insonderheit der Dichter nur unter dem Lächeln des Glücks gedeiht (S. 176). Und diese Lebensauffassung wieder wird in einem seiner letzten Briefe (vom 22. März 1862 an Adolf Stern) bestätigt, wo er schreibt: „Nach meiner Erfahrung und Ueberzeugung hält der Mensch auf die Länge alles eher aus als Not und Sorge um die Existenz" (S. 399). Wenn er anders spricht, tut er es nur, weil er sich in allerhand Heldenposen gefällt. Er steht immer auf der Bühne, wenn er spricht, und selbst wenn er es nicht weiß und will, sprechen aus ihm dramatische Personen, denen sein Mitleben für den Augenblick Gestaltung und Stimme gibt. Voll dramatischer Wucht und antiker Heldengröße rast er gegen sich mit Vorwürfen, daß Bedenken vor der Zukunft seine Liebe zu seinem ersten Kinde verkürzt hätten. „Ich hätte mich auf das Aergste gefaßt machen, ich hätte den Entschluß fassen sollen, das Kind mit Betteln durchzubringen und ihm den Bettelstab als Erbteil zu hinterlassen, dann hätt ich meine Pflicht getan, dann braucht ich mich nicht vor jedem Arbeitsmann, der mir im Schweiße seines Angesichtes begegnet, zu schämen, dann könnt ich jetzt ruhig sein und sprechen: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gepriesen!" (S. 168). „Und doch — das sind Reden", wie er einmal von seinen Trosteswortes an Elise sagt (S. 174). Er posiert. Sein Herz denkt keinen Augenblick daran, solche Worte in Wirklichkeit umzusetzen. Sonst hätte er ja am zweiten Kinde gut machen können, was er am ersten versäumt. Aber auch da hat er immer noch „eine größere Angst als der Bettler am Wege", weil er „fürchtet, das zu werden, was jener schon ist".

So bleibt es dabei, daß Hebbels Ethik wesentlich bedingt ist von Verhältnissen und selbstischen Wünschen, es ist interessierte Lebensanschauung, zum Teil nur Rhetorik. Sie setzt nicht unverrückbare Grenzsteine, sie hat kein ewiges Ziel, sie steht auf dem vulkanischen Grunde seiner selbstherrlichen Persönlichkeit. Seine Lebensanschauung ist nicht sein Leben, er ist nicht der siegreiche Kämpfer, der noch im Untergehen der ewigen Wahrheit den Sieg sichert, sein „Trotze! So bleibt dir der Sieg" (S. 138) ist eine heilige Kampfeslosung, der er selbst nicht gefolgt ist.

Hebbel ist ein Künstler des Wortes und ein großer Dichter, denn er ist ein großer Menschenkenner. Das ganze Leben seiner Zeit flutet über seine Seele hin und macht sie fruchtbar für große Gedanken. Wir spüren darin den Herzschlag von Generationen. Aber mehr als ein Mensch lebt in ihm. Er konnte wundervolle Worte sprechen und unvergeßliche Helden schaffen. Aber Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut sind sie nur, solange er sie dichtet. Seine Persönlichkeit bindet sich nicht an ihre Gemeinschaft. Nicht nur in dem entschuldigenden Sinn, in dem er es gesprochen, sondern auch als Charakterisierung seiner ganzen Persönlichkeit gilt sein Wort: „Ich bin ein Mensch, der nie etwas zurückhält, dabei wird dann aber auch vieles ausgesprochen, was nur für den Moment gilt" (S. 234). Er ist „ein Mensch, der im Sprechen aufgeht" (S. 254).

Es ist darum eine Verirrung, Hebbel nicht nur als Dichter, sondern auch als Menschen zum Vorbild machen zu wollen und zu dem Zweck von seinem „unerhörten Ringen mit dem Schicksal", von der „tragischen Größe der Entwicklung" seiner Persönlichkeit zu reden. Es ist wahr: Hebbel hat gesagt, in ihm sei „gottlob der Mensch noch mehr als der Künstler" (S. 254). Aber er hat es gesagt zur Begründung der Ansprüche, die er an das Leben zu stellen sich berechtigt fühlt; um darzulegen, daß es ihm nicht genügt, unbekannterweise durch sein Wort zu wirken, sondern daß er der gefeierte Mittelpunkt einer „empfänglichen Umgebung" zu sein beansprucht. Andererseits aber schreibt er auch am 8. September 1842 in sein Tagebuch das demütige Selbstbekenntnis: „Der Dichter in mir hat seine Bildung erlangt, aber der Mensch ist noch weit zurück" (S. 141). Und zwei Jahre vorher gesteht er willig zu, daß Elise „hoch über ihm stehe" (S. 135) und beklagt die „Schändlichkeit", daß wir uns trotz des Ekels, den wir an uns empfinden, trotzdem daß wir uns in unseren besten Stunden steinigen möchten, selbst lieben müssen, — „daß wir uns selbst lieben müssen, obgleich dies bedingt, daß wir das Bessere hassen müssen" (S. 135). Auf dem Höhepunkt seiner sittlichen Entwicklung steht er für uns in dem Augenblick, da er das schöne Wort spricht: „Der ich bin, grüßt trauernd den, der ich sein sollte." Wäre solche demütige Selbsterkenntnis ein integrierender Bestandteil seines Wesens ge-

*) Aehnlich predigt er ein Aufgehen des Individuums in der Weltordnung in einem Tagebucheintrag vom Jahre 1836 (S. 73): „Entschuldige sich nur Keiner damit, daß er in der langen Kette zu unterst stehe; er bildet ein Glied, ob das erste oder letzte, ist gleichgültig, und der elektrische Funke könnte nicht hindurchfahren, wenn er nicht da stände. Darum zählen sie Alle für Einen und Einer für Alle und die Letzten sind wie die Ersten." Warum nun sein brennender Ehrgeiz, der Erste zu sein?

**) So schreibt er auch in den Stunden, wo er besonders gefeiert wird: „Alle Ehren, die mir gebühren, gehen an meinem Haupte vorüber, ich lache dazu" (S. 252). Wehe aber denen, die sie ihm nicht erweisen!

blieben: er hätte anders gehandelt gegenüber der Frau, die ihm Alles geopfert, und er könnte für uns ein Vorbild sein. Aber dieser „besten Stunden“ waren wenige, man hat ihn schon zeitlebens „wie einen Gott verehrt“ (S. 311), und da mußte immer wieder sein Selbstgefühl durchbrechen, das ihm als Dichter besondere Rechte auf sittlichem Gebiete sichern will (S. 244, 266), in dem er aber auch sich als Persönlichkeit „ganz anders konstruiert fühlt als Andere“ (S. 77) und verlangt: „Wer einer ist wie ich, der hat eigene Lebensbedingungen; er kann nun einmal nicht eine Schemaexistenz führen, er muß nach oben und unten greifen und wird freilich oft ein Menschenfresser. Gott (!) hat das so eingerichtet“ (S. 130). Er verzichtet damit selbst auf die Vorbildlichkeit seines Wesens: nach seinen Normen zu leben haben nur Genies von seiner Größe das Recht. Und ob er Irgendjemand diese Größe zugestehen würde, ist sehr fraglich.

Wir wollen ihm darum keinen Götzenaltar errichten. Er besitzt zu wenig von dem Geiste dessen, der gesprochen: „Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es gewinnen“ und „Wer mir will nachfolgen, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“

A Schowalter

Verschiedenes

Entwicklung. Daß der Entwicklungsgedanke wie bei Aristoteles (Hans Meyer 1909) und Kant (Menzer 1911) so auch bei Wundt monographisch behandelt worden ist, danken wir Peter Petersen: Der Entwicklungsgedanke in der Philosophie Wundts. Zugleich ein Beitrag zur Methode der Kulturgeschichte. (Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte herausgegeben von Karl Lamprecht. Heft 9. Leipzig, R. Voigtländer 1908. 138 S. 4,40 Mk.)

Nachdem zwei kürzere Kapitel, „Organische Entwicklung“ und „Entwicklung des Geistigen an sich“, die einschlägigen biologischen und psychologischen Ansichten Wundts zutreffend dargestellt haben, beschäftigt sich das ausführliche dritte Kapitel, „Entwicklung des Geistigen in der Gemeinschaft“, mit der Entwicklung der Sprache, des Denkens und Erkennens, des Sittlichen und den Problemen der Völkerpsychologie und der Geschichtswissenschaft, wie sie Wundt aufgefaßt und zu lösen versucht hat. Dabei wird dessen „Logik der Geisteswissenschaften“ gebührend gewürdigt, was die Theologen fast gänzlich unterlassen. Dagegen fehlt es leider an genügendem Eingehen auf Wundts Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Kunst, Mythus und Religion, obwohl über diese Kulturschöpfungen außer der „Ethik“ zwei Bände der „Völkerpsychologie“ seit 1905 und 1906 vorlagen. In der Kenntnis der 1909 fertig gewordenen „genetischen“ Religionspsychologie Wundts fördert uns Petersens Schrift nicht. Sehr interessant ist in ihr die Kritik dieses Lamprecht-Schülers an Wundts Zurückbleiben hinter dem „konsequenten Evolutionismus“ der „psychogenetischen“ Geschichtswissenschaft jenes Historikers. Fremd sei dem Philosophen der Gedanke, daß der Träger und Erzeuger der geistigen Energien, die menschliche Psyche, nicht zu allen Zeiten gleich bleibe, sondern selber auch sich entwickle, ja daß diese Entwicklung in bestimmten, auf einander folgenden Kulturzeitaltern vor sich gehe. Abgesehen von den Lamprechtschen Kulturzeitaltern wird Wundt an dieser Kritik wohl die Gewöhnung an sein Prinzip der Aktualität der Seele vermissen.

Karl Thieme

Kleine Mitteilungen. Die deutschen evangelischen Missionen haben eine Jahresausgabe von $8^1/_2$ Millionen Mark. Davon fallen $2^1/_2$ Millionen auf unsre Kolonien. Seit 1885 kommen neue deutsche Unternehmungen fast restlos unsern Kolonien zu gute. Zwar fragt sich, ob man diese nationale Note im Werk so besonders zu begrüßen hat. Aber jedenfalls bieten unsre Kolonien der Mission mehr Aufgaben, als unsre evangelische Kirche allein bewältigen kann, und es ist Ehrensache für sie, dort ihr Möglichstes zu tun. Möchte die Nationalspende den Beginn einer Zeit wachsenden Verständnisses der Mission in unserm Volk bedeuten. Wenn wir in voriger Nummer meldeten, ihr Ertrag sei 2825000 Mk. gewesen, so ist das nur die an Gesellschaften sofort zur Verteilung gekommenen Summe; 500000 Mk. sind für weitere Organisation der deutsch-evangelischen Mission zurückbehalten worden. Der Gesamtertrag der Spende beläuft sich also auf $3^1/_2$ Millionen Mark. Dazu $1^1/_2$ für die katholische Mission.

Ueber den Festspielen zu 1813 wird man die Lutherfestspiele nicht vergessen. Da sei denn darauf hingewiesen, daß die **Luthertage in Frankfurt a. M.** von Konsistorialrat Dr. H. Dechent in zweiter Auflage vorliegen. (Frankfurt a. M., Richard Scheffel, 70 S.) Schlicht und innig, volkstümlich, für wenige Personen nur, wie sie jeder Verein und jeder größere Ort leicht stellt — kein Wunder, daß das Stück viele Aufführungen erlebt hat. Die Frankfurter Lokalfarbe hindert dabei gar nicht. Im Vorwort beklagt der Verfasser, daß man ihm von diesen Aufführungen oft nicht einmal Nachricht gegeben habe. Man hat offenbar daran nicht gedacht. Nun bleibt freilich die Hauptsache, daß man die Dichtung auf die Bühne bringt; aber man sollte dem Dichter die Freude einer Benachrichtigung, die man ihm schuldet, nicht versagen.

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Montag 17. November 4 Uhr im Kaiserhof: Unsere Stellung zu Gott in dem Rätsel des Leidens. Pastor Niebuhr-Groß-Flottbek.

Chemnitz. Sonnabend 22. November 8 Uhr im Deutschen Kaiser: Theologen und Laien. Prof. Bade.

Nordhausen. Montag 17. November 8 Uhr: Soziale Frauenarbeit. Fräulein Dorothee von Velsen-Berlin.

Freunde evangelischer Freiheit in Stade und Umgebung. Donnerstag 4. Dezember 8 Uhr im Hotel Norddeutscher Hof in Stade: Vortrag von Professor Baumgarten aus Kiel über Christentum und Wahrheitsliebe.

Vorträge über Religion in Marburg

Philippshaus pünktlich $8^1/_2$ Abends

Abonnement 2 Mk. — Einzelvortrag 75 Pfg.

Dienstag 18. November: Gott in der Geschichte. Professor D. S. Eck-Gießen.

Jugendvereinsleiter!

Für einen **Gehilfen- und Lehrlingsverein** in größerer Industriestadt Sachsens wird **idealgesinnter Leiter** gesucht, der die Jugend zu sittlich-ernsten und religiös-selbständigen Persönlichkeiten erziehen möchte. Modern eingerichtete Räume und guter Mitgliederstamm vorhanden. Der Verein gehört dem Bund deutscher Jugendvereine an. Antritt 1. Januar bis spätestens 1. April 1914. Anerbieten mit Lebensgang, Bild, Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüchen bei freier Kost und Wohnung im Verein unter N P an die Expedition der Christl. Welt erbeten.

Prediger-Vakanz-Anzeige

Die **remonstrantisch-reformierte Gemeinde zu Friedrichstadt a. Eider** sucht einen **liberalen, durchaus modernen** verheirateten deutschen **Pastor** im Alter von etwa 30—40 Jahren, der sich schon Erfahrung gesammelt hat.

Das Gehalt beträgt 4000 Mk. bei Steuerfreiheit des Einkommens, nebenbei freie Wohnung nebst Feuerung (Centralheizung) in unserem neu erbauten Remonstrantenhause. Die Gemeinde ist zwar nur klein, doch ist der Wirkungskreis im Remonstrantenhause ein grösserer, denn es wird hier philantropische Arbeit aller Art für die ganze Stadt getrieben. — Das Gehalt kann nach 5 Dienstjahren gesteigert werden. — Die Pensionsverhältnisse sind statutarisch festgelegt.

Tüchtiger Kanzelredner, der nebenbei Freude an der Gemeindehausarbeit hat, wird bevorzugt; Einreichung eines lückenlosen Lebenslaufes erforderlich.

Ausführliche Auskünfte in jeder Richtung erteilt

Das Kirchenkollegium der remonstrantisch-reformierten Kirchengemeinde zu Friedrichstadt an der Eider

---

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Soeben beginnen zu erscheinen:

Quellenhefte für d. Religionsunterricht, hersg. von **Aug. E. Krohn** u. Dr. **Ulrich Peters.** Heft 1 u. 2.

Quellenstücke zu Luthers Glauben in seiner Erklärung des 2. Artikels. Zusammengestellt v. Pastor **A. Költer.** 40 ₰

Quellenstücke zur Umwelt Jesu dargeboten von Dr. **U. Peters** 40 ₰

Die „Quellenhefte“ wollen ein selbsttätiges Sich-Eindenken und Sich-Einfühlen in religiöse Menschen und Gemeinschaften ermöglichen und gehen von anderen Grundsätzen aus, als die üblichen „Quellenlesebücher“. Sie schließen sich an an die von denselben Herausgebern geschaffenen

Bausteine für den Religionsunterricht

Neu erscheint soeben das 3. Heft der II. Reihe:

Luthers Glaube in seiner Erklärung des 2. Artikels, auch für den Konfirmanden-Unterricht behandelt von **A. Költer,** Pastor in Hamburg 50 ₰

— Ausführlicher Prospekt über Beides kostenfrei —

Von der **„Modernen Predigt-Bibliothek“,** hrsg. von E. Rolffs, ist soeben Heft 1 der XI. Reihe Festpredigten erschienen:

Zwölf Weihnachtspredigten von **Th. Breit, O. Bornkamm, E. Foerster, Th. Häring, P. Jäger, H. Gallwitz, W. Lueken, O. Schönhuth, E. Rolffs, J. Smend.**

1913. Kart. 1,35 M (Subskr.-Preis 4 Hefte 4 M geb.)

Kostenfrei: Textstellen-Verzeichnis über 438 Predigten der Modernen Predigt-Bibliothek Reihe I—X.

Für die im Ostbezirk der **St. Mariengemeinde** von **Osnabrück** zu errichtende lutherische Kirche ist von dieser Gemeinde demnächst ein **Prediger** zu wählen. Das Anfangsgehalt beträgt bei freier Wohnung 3600 Mk. und steigt bis 7200 Mk. Vorher verbrachte Dienstjahre werden angerechnet. Meldungen nebst Zeugnissen und Lebenslauf sind bis zum 20. Dezember d. J. bei dem Unterzeichneten einzureichen.

Der Kirchenvorstand von St. Marien
Dr. Knoke

Haus- und Berufsausbildung

für gebildete Mädchen in allen Zweigen der städtischen und ländlichen Haushaltführung. Anleitung in ländlicher Wohlfahrtspflege. Kleiner Schülerinnenkreis. Herzliches Familienleben. Gesunde, waldreiche Gegend. Beste Verpflegung. Gediegener Unterricht. Jahreskursus 960 Mk. Beginn des nächsten Kursus

Januar 1914

Alles Nähere durch die Leiterin der Landhaushaltungsschule **Großgraupa** Amtsh. Pirna Sa.

Frl. Anna Thieme

Gesucht

Hauslehrer,

der meinem erkrankt gewesenen Sohn, Unter-Sekundaner des Zittauer Gymnasiums, bis Neujahr Nachhilfestunden erteilen kann.

Carl Crome
Pethau (Oberl.) Krusches Höhe

Gebildeter **Kaufmann** aus christlicher Familie, 22 Jahre alt, einjährig gedient, in 1. Wollhaus gelernt und dort als Kommis tätig, sucht per 1. Dezember d. J. oder später Stellung in **christlichem** Hause. Gefl. Angebote unter **P. L. 102** an den Verlag d. Blattes.

Verlag von Otto Brandner in Dresden

Achtzehn Jahre
in
Uganda und Ostafrika

Von

D. Alfred Tucker

2 Bde. 8.50, gebunden 9.50 Mk.

„Eines der interessantesten Missionsländer ist Uganda. Hier liegt eine Quellenschrift vor. Wer seine Missionskenntnis aus erster frischer Quelle schöpfen will, der greife zu diesem Werke."
Die Kirche

„Fundgrube für Missionsstunden"
Stuttg. Sonntagsblatt

Goethepredigten

Kanzelreden über Goethes Faust und Iphigenie

von

Julius Burggraf

mit Selbstbiographie und Bildnis

Neu!

Geh. 4 *M*; Geb. 5 *M*

Goethe und seine gewaltige, Gottheit und Menschen ergründende und Ewigkeitsweiten umfassende Schöpfung stellt B. in unsre gärende Gegenwart und läßt sie für uns zu einer befreienden, klärenden und prophetisch erhebenden Macht werden.

A. Töpelmann,
Verlag in Gießen

Venedig Christl. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Unsre Pflicht zur Politik
von
Martin Rade

Die deutsche Freimaurerei
von
Johannes Tiedje

Die Wahrheitselemente in der Mystik
von
Johannes Herzog

Durch jede Buchhandlung für je 80 Pfg. zu beziehen oder gegen Voreinsendung von 90 Pfg. direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg

NEUIGKEITEN

aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung

in Tübingen

Lic. Dr. **Karl Heussi,** Oberlehrer in Leipzig, **Kompendium der Kirchengeschichte.**
Dritte, verbesserte und teilweise umgearbeitete **Auflage.**
Mk. 9.—
In Halbfranz gebunden Mk. 11.—

Die neue Auflage weist gegenüber ihrer Vorgängerin bei gleichem Umfange eine ganze Reihe von Veränderungen auf. Die Ergebnisse der neuesten Forschungen sind sorgfältig berücksichtigt, die wichtigsten Daten der neuesten Geschichte bis zum Sommer 1913 nachgetragen worden.

Lic. Dr. **Karl Heussi,** Oberlehrer in Leipzig, **Abriß der Kirchengeschichte.** Nur gebunden Mk. 2.—

Das Buch ist zunächst als **Leitfaden für den Unterricht an den obersten Klassen höherer Lehranstalten** gedacht, wird aber wegen seiner lesbaren Form, der alles im unangenehmen Sinne Schulmässige fehlt, auch von **Laien** als lehrreiches Orientierungsmittel gerne gelesen werden.

H. Rinn, Professor in Hamburg und Lic. **J. Jüngst,** Pfarrer in Stettin, **Kirchengeschichtliches Lesebuch** für den Unterricht an höheren Lehranstalten.
Dritte, vermehrte **Auflage.** Nur gebunden Mk. 2.70

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 435 024 930 M. Vermögensbestand 163 000 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1912: rund 5 378 199 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen

Bleyle's Reformbeinkleid „Oja"
aus reinwollenem, elastisch-porösem Strickstoff
hat so viele praktische und gesundheitliche Vorteile, dass keine Dame versäumen sollte, sich bei Bedarf dasselbe vorlegen zu lassen.
Vorzüglicher Sitz. Sehr kleidsam.
Passend für jede Jahreszeit.

Bleyle's Oja Damen-Reformbeinkleid

Für den Wintersport ***sehr zu empfehlen!***
Zu erhalten in allen Verkaufstellen für
Bleyle's Knaben-Anzüge, die bereitwilligst mitgeteilt werden durch die Fabrik **WILH. BLEYLE, Stuttgart.**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.
Hierzu als Beilage ein literarischer Prospekt des Verlags von Eugen Diederichs in Jena (Die Tat; Paul de Lagarde; Thomas Carlyle u. A.)